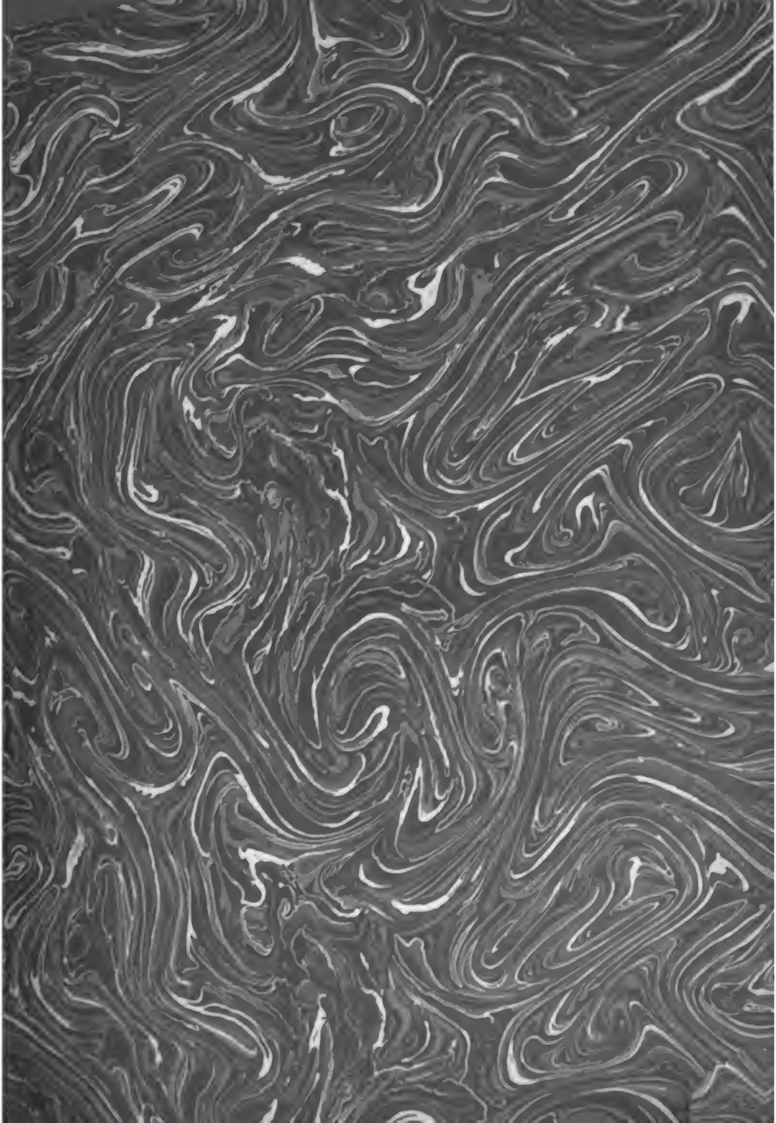
Der zweckmässige Meyer

Hermann Löns





$1.—

Hermann Löns

Der zweckmäßige Meyer

Ein schnurriges Buch.

Druck von H. Osterwald (Inhaber Schefe u. Behrens) Hannover.

Hermann Löns

Der zweckmäßige Meyer

Ein schnurriges Buch.

1.—4. Tausend.

Adolf Sponholtz Verlag G. m. b. H., Hannover.

Druck von H. Osterwald (Inhaber Schefe u. Behrens) Hannover.

Hermann Löns

Der zweckmäßige Meyer

Ein schnurriges Buch.

1.—4. Tausend.

Adolf Sponholtz Verlag G. m. b. H., Hannover.

Inhalt.

Der zweckmäßige Meyer 1
Ein Liebeslied 8
Frühlingsprobe 15
Billiger Sonntag 20
Ein Naturfreund 25
Der alte Herr und der junge Mann 32
Der Maikäfer 41
Aquariumsphilosophie 45
Ein Schreckenstag 52
Der Aronstab 58
Der Vogel Wupp 64
Die Forscher 71
Ein ekliges Tier 76
Quaaks 82
Strandgut 89
Ein Waldspaziergang 94
Die beiden Seeigel 101
Fallaub 107
Wissenswertes vom Hasen 112
Das Geheimnis der Bücherlaus 117
Der Koloradokäfer 124
Bei der Gnädigen 131
Tekliges, Allzutekliges 138
Amalie 145

Der zweckmäßige Meyer.

Meyer schwärmt sehr für die Natur, oder vielmehr, wie er sagt, für Natur, und zwar aus verschiedenen Gründen.

Einmal, weil dieser Sport billig ist, denn Meyer ist für das Billige; zweitens, weil er bekömmlich ist, denn Meyer ist für das Bekömmliche; drittens, weil Meyer eine bedeutende naturwissenschaftliche Bildung hat, denn er hat Primareife, ein Vergrößerungsglas, einen ziemlich richtig gehenden Laubfrosch und ist auf alle im Verlage des Kosmos erscheinenden Schriften abonniert.

Infolgedessen ist für Meyer die Natur eine leicht erklärbare Sache. Über die Tierseele hat ihn Doktor Zell, über die Entstehung der Welt der Urania-Meyer, über die Entwickelung des Menschen Friedrich Wilhelm Bölsche vollkommen genügend unterrichtet; den Rest denkt er sich selbst zusammen.

Meyer und ich gehen oft spazieren; Meyer redet, und ich höre zu; Meyer erklärt, und ich versuche zu folgen; Meyer lehrt, und ich stelle schüchterne Fragen; wenn er sie nicht beantworten kann, erklärt er sie für zu seicht, als daß er darauf eingehen könnte.

Auch gestern nachmittag drei Uhr hatten wir uns zu einem Spaziergang nach auswärts verabredet, weil dort, sagte Meyer, die Natur noch natürlicher sei als bei der Stadt, wo die Kultur schon so tief hineinschneide, daß man die Gesetze derselben nicht mehr bequem erkennen könne.

Da das Wetter schön und warm war, hatte ich meinen dünnsten Anzug, den leichtesten Wanderstab und einen Stroh-

hut gewählt. Meyer als Mann der Wissenschaft hatte seinen Laubfrosch befragt, und da dieser ihm zart andeutete, daß das Wetter sich ändern könne, erschien er in Lodenhut, Havelock und Entoutcas.

So hatte er an alle Eventualitäten gedacht, nur nicht an die Zigarren, und war infolgedessen auf meine angewiesen, ein Vorgang, der mich stets in eine gereizte Stimmung versetzt.

Auf der ersten Haltestelle stiegen wir aus und wanderten in jenem gemessenen Tempo, das den besonnenen Naturbetrachter in der unwissenschaftlichen Menge sofort kenntlich macht, unseres Weges.

„Wie zweckmäßig diese Blume, Hieracium, Habichtskraut heißt sie, eingerichtet ist," sprach Meyer und zeigte auf eine Blume, die im grünen Grase stand und ob dieser unerwarteten Ansprache fast vom Stengel fiel; „ihre leuchtende Farbe zieht die Insekten an. Wäre sie zum Beispiel rot, so würde sie nicht bemerkt werden."

In diesem Augenblicke kam eine Hummel an, die irgend etwas in den Bart brummte, das wie Kartoffelkopp klang, übersah vollständig das schreiend gelbe Plakat des Habichtskrautes und ließ sich an einer roten Taubnessel nieder. Meyer wandte sich entrüstet ab.

„Es ist merkwürdig," sprach Meyer, indem er sich mit einem rotbaumwollenen Taschentuche, auf dem die Schlacht bei Königgrätz abgebildet war, die Stirn abwischte, „welchen erhebenden Einfluß die Sonne auf alle Geschöpfe ausübt. Ein Zug von Frohsinn, Liebenswürdigkeit, Freude und Harmlosigkeit geht durch alle Wesen."

„Platz da, zum Donnerwetter," brüllte eine rauhe Stimme, und in eine Staubwolke gehüllt und klingelnd, als risse er an der Nachtglocke einer Hebamme, sauste ein Radfahrer zwischen uns durch, es Meyer überlassend, bezüglich

der Radfahrer eine einschränkende Fußnote zu seiner Theorie von der Wirkung der Sonnenstrahlen zu machen.

Dann zeigte mir Meyer eine Pflanze, die er Wasserhahnenfuß, Batrachium, nannte. „Sehen Sie," sagte er, „würde dieser Graben fließen, so würde diese Pflanze lauter untergetauchte, aber keine schwimmenden Blätter haben. Da das Wasser aber steht, so bringt sie es zu letzteren. Das ist das Gesetz der Anpassung, das Darwin entdeckt hat."

„Stimmt," sagte ich; „es ist dasselbe, als wenn man einen Anarchisten aus den fluktuierenden Wellen des Proletariats in die stabilen Verhältnisse des Kapitalismus bringt; schon nach fünf Vierminuten wird er konservative Blätter treiben."

„Das ist Unsinn," sprach Meyer, „geben Sie mir lieber eine Zigarre." Ich gab sie ihm, und er fuhr fort: „Bemerken Sie jenen blanken Käfer?" Ich bemerkte ihn. „Derselbe ist im Besitz von vier Augen. Mit den oberen sieht er über dem Wasser, mit den unteren unter demselben her, um sowohl die Beute zu erspähen, die auf, als auch die, die unter dem Wasser schwimmt. Zu dem Behufe sind die oberen Augen anders konstruiert, als die unteren."

„Das ist kolossal praktisch," erwiderte ich; „aber was macht er, wenn er einmal auf dem Rücken schwimmt und mit den Wasseraugen in die Luft und mit den Luftaugen in das Wasser kuckt?"

Meyer überging diesen triftigen Einwand und fuhr fort: „Diese kleinen Käfer, die hier überall fliegen, sind Aphodien, Mistkäferchen. Die Natur hat sie dazu bestimmt, alle exkrementalen Stoffe fortzuräumen. Mit unglaublicher Sicherheit wissen sie jeden Mist aufzufinden und fliegen auf ihn zu."

„Pfui, Spinne," sprach er dann und spie eins dieser intelligenten Insekten, das ihm in den stets offenen Mund geflogen war, in die Landschaft, und fuhr darauf fort: „Bemerken Sie diese Lerche da?" Ich bemerkte sie. „Dieselbe

hat einen anderen Gesang, als die Bachstelze, die überhaupt keinen hat, und diese einen anderen, als der Hänfling; das ist deswegen so, damit die Arten sich zusammenfinden, sonst würde es ein heilloses Durcheinander geben."

Entrüstet runzelte er die Stirne, denn besagte Lerche sang eben genau wie ein Hänfling, lockte dann wie eine Bachstelze, schlug darauf wie eine Wachtel, pfiff alsdann wie ein Star und schwirrte zuletzt wie ein Grünfink. „Was sagen Sie dazu?" fragte ich Meyern. Er schwieg verletzt.

Als sich aber im weiteren Verfolg unserer Wanderung eine Haubenlerche auf einem Stück Ödland niederließ, erhellten sich seine finsteren Züge: „Bemerken Sie den Vogel?" fragte er. Ich bemerkte ihn. „Er ist genau so grau gefärbt, wie der Erdboden, und dadurch vor den Nachstellungen seitens der Raubvögel völlig geschützt."

Ein Sperbermännchen, das hinter einer krüppeligen Föhre hervorkam, war gegenteiliger Ansicht und bewies sie dadurch, daß es mit der Lerche in den Klauen abging und Meyer mit seiner Theorie aufsitzen ließ. Ich grinste in mich hinein und gab Meyer die dritte Zigarre.

Als wir den Wald betraten, wies Meyer mir überzeugend nach, daß die Koniferen, also die Nadelhölzer, aus Gründen der Zweckmäßigkeit Sommer und Winter die Nadeln behielten, was die Laubhölzer nicht könnten, einmal, weil sie keine Nadeln hätten, und dann überhaupt und so. Ich fragte ihn darauf, ob die Natur dazu da sei, um von dem Menschen erklärt zu werden, was er als selbstverständlich bezeichnete, und dann fragte ich ihn, warum die drei Lärchen auf der Lichtung, die doch auch Koniferen wären, ihre Nadeln abwürfen, worauf Meyer zu etwas anderem überging.

„Sehen Sie," sagte er, indem er sich Nacken, Hals und Backen kratzte, „die Mücken, die sind so lästig, und es könnte scheinen, als sei hierin die Natur nicht zweckmäßig. Aber bedenken Sie, wovon sollten die Vögel leben, wenn die

Mücken nicht wären? Und stechen tun nur die Weibchen, die Männchen nicht, weil die keine Eier zu legen brauchen, und so zeigt sich wieder die absolute Zweckmäßigkeit der Natur."

„Die Hühner legen auch Eier," wandte ich schüchtern ein, „sie stechen aber nicht; wie erklären Sie das?" Er verzichtete darauf und lenkte meine Aufmerksamkeit auf einige kleine Trichter in dem grauen Bleisande: „Darin sitzt die Larve des Ameisenlöwen. Sie baut sich diesen Trichter und frißt die Ameisen, die da hineinfallen. Das ist doch wieder überaus zweckmäßig?"

Da ich mit Erbitterung bemerkte, daß seine Zigarre sich wieder ihrem kurzen Ende zuneigte, stimmte ich nicht ohne weiteres bei, sondern meinte: „Es wäre doch viel einfacher, wenn die Larve es so machte, wie Mohammed es tat, als der Berg es nicht tun wollte. Ich fände das zweckmäßiger und einfacher."

Meyer antwortete nicht, sondern fuhr mit der Hand durch die Atmosphäre und zeigte mir auf ihrer Innenfläche ein schwarzes Ding, das dünn und lang war und alle Augenblicke in die Höhe schnellte und ebenso oft wieder auf Meyers Handfläche zurückfiel. „Ein Schnellkäfer ist es, ein Elater. Die Natur hat ihm die Gabe verliehen, sich empor zu schnellen, damit er dadurch seinen Feinden, die dieser Vorgang verblüfft, entgehen kann" belehrte er mich, und dann warf er den Käfer auf den Weg. Dort hopste das Insekt so lange herum, bis eine Kohlmeise darauf aufmerksam wurde, es ergriff und verzehrte, was Meyer als mit seinen Ausführungen wenig übereinstimmend mißbilligte.

Eine Eidechse, die über den Weg lief, brachte ihn aber wieder auf frohe Gedanken. Er griff zu, erwischte sie beim Schwanze, dieser brach ab, und das um die Hälfte verkürzte Reptil verschwand in den Bickbeerbüschen, während das Schwänzchen in Meyers Hand zurückblieb und sich so aufge-

regt benahm, als habe es eine dringende Verabredung mit seiner besseren Hälfte.

Meyer schleuderte strahlenden Auges das Schwänzchen beiseite und sprach: „Wäre ich ein Raubvogel und hätte der Schwanz der Eidechse nicht die Einrichtung, abzufallen, wenn man sie fest daran faßt, so wäre die Eidechse um ihr Leben gekommen. So aber ist sie gerettet; der Schwanz wächst nach, wenn er auch nie die ursprüngliche Länge erreicht. Ungemein zweckmäßig, nicht wahr?"

Ich konnte dem nicht beistimmen, zumal er mich um eine neue Zigarre ersuchte, weil die zweckmäßigen Mücken so lästig wären, sondern ich meinte: „Wenn sie überhaupt keinen Schwanz hätte, stände sie sich noch besser." Da Meyer gerade noch meine, jetzt seine Zigarre ansteckte, hatte er keine Zeit zu antworten, und da wir mittlerweile aus der gedankenbelebenden Kühle des Waldes in das freie Feld und in die Sonne kamen und Meyers Havelock und Lodenhut sich als eine von der Natur unzweckmäßig eingerichtete Körperbedeckung erwiesen hatte, so schwieg er, bis er im Dorfe zwei Butterbröte mit Harzkäse und zwei Weiße binnen hatte, worauf er wieder zu seiner Zweckmäßigkeitstheorie zurückkam, nachdem er mir meine letzte Zigarre, seine fünfte, abgenommen hatte.

„Bemerken Sie, lieber Freund, dort oben in dem Baum die Mistel, den Scharotzerstrauch?" Ich bemerkte sie. „Dieselbe hat weiße Beeren, deren Kerne ein klebriger Schleim umhüllt. Die Misteldrossel frißt nun die Beeren, verdaut aber nur das Fleisch, nicht den Kern mit der klebrigen Masse. Mit ihren Exkrementen fällt nun die Beere auf den Ast und keimt dort. Finden Sie nicht, wie höchst zweckmäßig das ist?"

Da ich keine Zigarre mehr besaß, war ich in oppositioneller Stimmung: „Ich finde das durchaus nicht," sagte ich; „die Misteldrossel ist in meinen Augen ein Rindvieh. Denn warum frißt sie erstens die Beeren, aus deren Schleim man

Vogelleim kocht, und wenn schon, warum setzt sie die Kerne nicht auf der Erde ab, wo sie nicht blühen, wachsen und gedeihen können, sondern mit Gewalt auf Bäumen, wodurch sie dem Strauch Gelegenheit gibt, zu keimen, so daß der Mensch wieder Vogelleim kochen kann, womit er die Drossel fängt?"

In diesem Augenblick huschte eine Waldmaus bei uns her und überhob Meyer der Antwort. „Haben Sie die Maus bemerkt?" Ich hatte es. „Wie unzweckmäßig erscheint auf den ersten Augenblick der lange Schwanz. Aber schneiden Sie ihn ab, und die Maus ist nicht mehr imstande so geschickt zu laufen, weil sie sich nicht mehr im Besitze des für die Entwickelung einer größeren Schnelligkeit nötigen Gleichgewichtes befindet. Ist das nicht überaus zweckmäßig?"

Ich wollte zwar einwenden, daß ich es durchaus nicht für zweckmäßig hielte, einer Maus den Schwanz abzuschneiden, um dessen Zweckmäßigkeit zu beweisen, aber Meyer bemerkte gerade, daß es sieben sei, und um acht müsse er zu Hause sein. Er verschob daher weitere Erörterungen auf das nächste Mal.

Ich freue mich schon darauf.

Ein Liebeslied.

Vor meinem Fenster sitzt ein Spatz und sagt in einem Ende: „Schilp, schelp, schilp, schelp."

Zweimal habe ich ihn schon fortgejagt, denn das ewige Geschilpe und Geschelpe störte mich; aber er kommt immer wieder und sagt das einzige Lied, das er auswendig kann, auf.

Gestern war er auch schon da und vorgestern desgleichen, und morgen wird er ebenfalls da sein und übermorgen erst recht, und er wird da sitzen und schilpen den einen wie den anderen Tag, bis er seinen Zweck erreicht hat und eine Spatzenfrau sein eigen nennt.

Denn darauf läuft die ganze Geschichte hinaus. Mit Speck fängt man Mäuse und mit Schilp und Schelp Spatzenfrauen. Man sollte es nicht glauben, aber es ist so. Diesen beiden langweiligen und keineswegs stimmungsvollen Tönen kann auf die Dauer kein Spatzenweibchen widerstehen.

Ich weiß nicht, ob es ein Buch über das Liebeslied gibt; aber ich weiß, wenn es geschrieben wird, so muß es mit Schilp und Schelp beginnen, will es Anspruch auf Gründlichkeit machen. Wenn es mit dem Gesang der Nachtigall anfängt, so beweist der Verfasser, daß er keine Ahnung von dem Wesen des Liebesliedes hat, daß er von persönlichen Empfindungen und nicht von allgemeinen Gesichtspunkten ausgeht.

Denn der Begriff des Liebesliedes hat mit Schönheit, Kunst und Ästhetik nicht das Mindeste zu tun. Sänge mein Fensterspatz wie eine Nachtigall, eine Lerche oder eine März-

drossel, wetten, daß er eine vollkommene Pleite erleben würde? Daß er bei keiner Spatzenjungfer auch nur für fünf Pfennige Eindruck schinden würde? Daß er sich vielmehr im höchsten Maße lächerlich, wenn nicht sogar in weiteren Kreisen unbeliebt machen würde? Vielleicht für übergeschnappt erklärt und weggebissen, oder gar wegen unspatzigen Auftretens vom Leben zum Tode gebracht würde? Dasselbe würde natürlich eintreten, gäben Nachtigall, Rotkehlchen und Märzdrossel ihren Gefühlen auf spatzenhafte Weise Ausdruck. Wenn der betreffende Nachtigall-, Rotkehlchen und Märzdrosselhahn auch sonst nach jeder Hinsicht ein Prachtexemplar seiner Art wäre, sein Lebelang bliebe er Junggeselle.

Horch, was ist denn das da draußen? „Pink, ping, pink, ping, pink, ping" geht es. Das ist die Kohlmeise. Dieweil die Sonne so schön scheint, kommt sie jetzt schon auf Frühlingsgedanken und verabsäumt es nicht, ihnen auf ihre Art lauten Ausdruck zu geben. Und was fällt der Krähe denn da auf dem Dachfirste ein? Die stellt sich gerade so an, als ob sie etwas sehr Unbekömmliches gegessen hätte und ihr infolgedessen zum Sterben übel geworden wäre. Der Zweck dieser seltsamen Übung ist nun etwa nicht eine Regelung der Verdauungsverhältnisse, sondern ihr liegt die Absicht zugrunde, dadurch zu näherer Verbindung mit einer gleichgestimmten, aber weiblichen Seele derselben Art zu gelangen, ein Bestreben, das, wie ich bemerke, des Erfolges nicht entbehren wird, denn auf dem anderen Ende des Daches läßt sich soeben eine zweite Krähe nieder, die mit viel Gefühl und Verständnis die schnurrige und nach menschlichen Begriffen keineswegs wohllautende Huldigung entgegenzunehmen geruht.

Wie die Sonne doch schon heizt! Ich muß wahrhaftig das Fenster öffnen. Sieh da, sieh da! Da ist ja auch schon ein Starmatz! Stellt der sich aber blödsinnig an! Plustert die Kehle auf, klappt mit den Flügeln und gibt Töne von sich, die einem durch Mark und Bein gehen, und die, horcht

man genauer darauf, im Grunde wenig angenehm klingen und bald an das Quietschen einer schlecht geschmierten Schiebkarre, bald an das Knarren einer verrosteten Wetterfahne erinnern, ihren Zweck aber vollkommen erfüllen, denn auf dem Nistekasten sitzt die Starin und tut furchtbar geschmeichelt. Sie tut aber nicht bloß so, sie ist es auch, denn Schiebkarre hin, Wetterfahne her, gerade die Töne, die ihr blitzblanker Anbeter von sich gibt, sind die einzigen, bei der es ihr warm unter dem Brustlatz wird.

Heute nacht, als ich gerade so im mittelsten und besten Schlafe war, träumte ich, ich hätte mich im indischen Dschungel verlaufen, die Nacht brach herein, und ich kletterte auf einen hohen Baum und lauschte zitternd und zagend und zähneklappernd dem Quarren der Panther und dem Gekreische der Pfauen. Da mir die Lage, in der ich mich befand, zu ungemütlich war, beschloß ich aufzuwachen, was mir auch nach einigen Bemühungen gelang, aber das Quarren und Kreischen hörte darum doch nicht auf, im Gegenteil, es nahm an Umfang und Stärke zu. Die Veranstaltung ging von zwei Katern aus, die einer Katze, die in dem alten Birnenbaume saß, wie ich bei dem hellen Mondlichte feststellen konnte, auf diese Weise zu verstehen gaben, wie reizendschön sie sie fänden. Als das Doppelständchen sich gerade auf dem Höhepunkte befand, wurde im Nachbarhause ein Fenster geöffnet und eine Kanne Wasser auf die verliebten Katzentiere entleert, worauf der Lärm aufhörte, um im nächsten Garten sofort wieder zu beginnen.

Da ich nicht sofort das abgerissene Ende meines Schlummers wieder finden konnte, dachte ich über das Liebeslied eines vor einigen Hunderten von Jahren aus diesem Leben geschiedenen Arabers nach, der bei der Aufzählung der Reize seiner Angebetenen besonders erwähnt, daß ihr Gang dem eines Dromedares ähnele, daß ihre Augen an die einer Eselin erinnern, wie köstlich die Schweißtropfen auf ihrem Halse

wirkten sowie daß der Knoblauchduft ihres Atems alle Düfte der Blumen übertreffe, und ich dachte mir, was wohl ein junges Mädchen unserer Art sagen würde, sänge man sie auf diese Weise an. Aber als sachlich und allgemein denkender Mensch fragte ich mich auch, was die betreffende Arabermaid wohl für runde Augen gemacht haben würde, stülpte einer von den Dichtern unserer Tage einen gehäuften Verskorb mit schöngebundenen Gefühlen vor ihr aus, und ich konnte mich der Annahme nicht verschließen, daß der Erfolg mindestens recht mäßig ausfallen würde.

Es gibt ein uraltes Sprichwort, so da lautet: „Jedes Tierchen hat sein Pläsierchen." Wie wahr ist es! Und wie wenig denkt der Mensch daran, führt er seine Gedanken in der Natur spazieren. Weil er den Gesang der Nachtigall schön findet, so erklärt er ihn für schön, ohne aber den Beweis dafür zu erbringen, daß er nun auch wirklich schön ist. Und warum hält er ihn für schön, obwohl die Nachtigall glucksende, schnarrende und quiekende Töne neben ihrem Geflöte von sich gibt und fortwährend große Pausen macht? Nur weil sie gewisse Flötentöne hervorbringt, die denen, die der Mensch selber pfeifen kann, ähneln. Und da Amsel und Märzdrossel in ähnlicher Weise pfeifen, so steht es für ihn fest, daß diese Vögel Singvögel sind. Heult aber der Waldkauz noch so zärtlich, röchelt die Schleiereule noch so süß, brüllt die Dommel noch so ergreifend, so bedeckt sich der Mensch mit einer Gänsehaut und erklärt diese Laute für ungebildet, störend und unziemlich, und nur deshalb, weil er eine zu unbiegsame Stimme hat, um sie nachahmen zu können. Aber sich hinzusetzen, nachzudenken und zu dem Ergebnisse zu kommen, daß Waldkauz, Schleiereule und Dommel sich nicht nur in ihren, sondern auch in weiteren Kreisen unsterblich lächerlich machen würden, gäben sie ihrer Liebessehnsucht nach Art der Nachtigallen, Amseln und Märzdrosseln Ausdruck, das fällt ihm in seiner Eingebildetheit nicht ein.

Es ist ein wahrer Segen, daß der Weltenschöpfer die Beschaffung von Tieren nicht in die Hand des Menschen gelegt hat, denn es wäre ein schöner Blödsinn dabei herausgekommen, weil der Mensch dann lauter Vögel erfunden hätte, die so pfeifen, wie ihm selber der Schnabel gewachsen ist, und das wäre nicht zum Aushalten, sondern zum Auswachsen gewesen. Glauben Sie, daß er auf den Gedanken gekommen wäre, dem Specht das Trommeln beizubringen? Ich nicht! Wahrscheinlich hätte er ihn gezwungen, wie ein Schusterjunge oder ein Scherenschleifer zu flöten, und nun denken Sie sich bloß einmal einen flötenden Specht! Ebensogut können Sie sich ein nach Veilchen duftendes Automobil oder einen Vanilleeis essenden Eskimo einbilden. Oder stellen Sie sich bitte einmal vor, wie es sich machen würde, schlüge der Storch wie eine Nachtigall oder zwitscherte die Gans wie ein Stieglitz! Und denken Sie sich, wie langweilig und stumpfsinnig die Natur wäre, wären alle Vogellieder nach den Gesetzen des Kontrapunktes komponiert und jeder Piepmatz, vom Adler bis zum Zaunkönig, würde richtige Melodien verzapfen oder womöglich moderne Programmusik, bei der man sich etwas Bestimmtes denken kann, wenn man will, oder muß, wenn man nicht will! Zum Verrücktwerden wäre das.

Im zoologischen Garten zu Hannover ist ein australischer Flötenvogel, der pfeift von früh bis spät das Lied: „Lott ist tot.“ Sein früherer Wärter hat es ihm beigebracht, und der Mann war sehr stolz darauf. Aber nach einem Vierteljahre hatte er genug davon. Wo er ging und stand, hörte er nichts und weiter nichts als: „Lott ist tot, Lott ist tot, Jule liegt im Sterben; das ist gut, das ist gut, gibt es was zu erben.“ Alles, was er tat, ob er die Vögel fütterte oder sich selber, ob er sich die Nase oder die Fensterscheiben putzte, bewerkstelligte er nach dem Takte von „Lott ist tot“; sogar einen Lottisttotgang hatte er sich angewöhnt. Schließlich hielt er es nicht mehr aus und ließ sich zu den Löwen versetzen, um einmal etwas anderes

zu hören. Aber es kam ihm so vor, als ob auch die Löwen „Lott ist tot“ brüllten, und so blieb ihm, um nicht irrsinnig zu werden, nichts übrig, als seine Stelle aufzugeben und Straßenbahnführer zu werden. Aber wenn er klingelt, hört man noch ganz deutlich das „Lott ist tot“ heraus.

So und nicht anders würde es uns auch gegangen sein, hätten wir darüber zu befinden gehabt, wie jeder Vogel singen soll; wir wären alle mit einander mit erblicher Verrücktheit belastet und hätten wahrscheinlich sämtliche Vögel mit Feuer und Schwert vertilgt. Und deshalb will es mir so scheinen, als ob die Vogelschutzvereine nicht ganz auf dem richtigen Wege sind, denn die teilen die Vögel in zwei Gruppen ein, in Singvögel und in solche, die nicht singen, und die einen fördern sie nach der Schwierigkeit, wogegen sie sich um die anderen entweder gar nicht kümmern oder die, die sich ab und zu einmal einen Singvogel zu Gemüte führen, auf die schwarze Liste setzen und mit Mord und Totschlag bedrohen.

Daß aber ein jeder Vogel singt, und daß jeder nicht so singen kann, wie es von den Vogelschutzvereinen als vorschriftsmäßig und angemessen erachtet wird, daran wird nicht gedacht, und wenn ein Häher einmal einen jungen Spatzen oder eine Elster eine junge Lerche mit nach Hause nimmt, dann ist das Geschrei sehr groß, obwohl es mehr Spatzen, als nötig, gibt, und die Lerche der allerhäufigste Vogel ist. Und dabei weiß der Häher, zwickt ihn die Liebe, ganz allerliebst zu singen, und auch die Elster, befindet sie sich in demselben Zustande, drückt sich so aus, daß die Elsterin das für die Höhe aller Liebeslyrik erachtet, und ich muß sagen, das verliebte Geplauder des Hähers und das noch verliebtere Geplapper der Elster höre ich lieber, als das ewige und ewige Geflöte der Amsel und das unaufhörliche Gepfeife des Staares, zweier Vögel, die von den Vogelschutzvereinen im Großbetrieb gezüchtet werden, so daß jetzt auf jedem Baum mindestens eine Amsel und auf jedem Dach wenigstens drei Starmätze sitzen,

was mir schon lange nicht mehr paßt, denn ich schätze die Abwechselung und mag nicht immerzu und überall Amselgeflöte und Starengepfeife anhören, denn das kann ich schon mehr als auswendig und bin dessen überdrüssig.

So überdrüssig, daß es für mich eine Erholung ist, höre ich die Katzen quarren und die Eulen heulen, und während mich die Liebeslieder von Star und Amsel kalt bis an den Kragen lassen, wird mir das Herz dicker, höre ich im Teiche die Frösche prahlen oder im Moore die Nachtschwalbe schnarren. Und wenn die Bekassine ihre Schwanzfeder als Kastagnetten benutzt, um ihrem Weibchen ihre Gefühle darzulegen, wenn der Birkhahn zischt, wie ein Luftreifen, der sich einen Hufnagel eingetreten hat, um die Birkhenne seiner Verehrung zu versichern, wenn der Ringeltäuber zu diesem Behufe sich auf die Bauchrednerei verlegt und der Specht zu demselben Endzwecke wie ein Hosenmatz darauf losschlägt, dem der Weihnachtsmann soeben die erste Trommel gebracht hat, und der Bussard wie eine junge Katze schreit und der Storch wie eine Kaffeemühle rattert, oder der Rohrspatz den Frosch nachäfft und der Schwirrl die Heuschrecke, dann stelle ich mich nicht hin und sage: „Gut!" oder „Befriedigend!" oder „Ausreichend!" oder „Ungenügend!", denn ich bin nicht im Vogelschutzverein und darum nicht auf eine bestimmte Art von Vogelmusik geaicht, sondern ich freue mich, daß jedes Tierchen seine eigene Art hat, sich lyrisch auszudrücken.

Deshalb will ich den Spatzen vor meinem Fenster nicht fortjagen, sondern ihm eine Handvoll Hanfkörner hinstreuen.

Der Spatz ist keine Nachtigall; aber Schilpschelp ist ein Liebeslied.

Frühlingsprobe.

Ein Silberglöckchen klingt durch den Wald. Die Kohlmeise läutet es. Sie sitzt auf dem Buchenzweig, in den Krallen eine dicke fette Spinne, und singt: „Spinn dicke, spinn dicke; de düre Tid is vorbei!"

Die Frau, die den Berg herunter kommt, denkt an ihre Mädchenzeit. „Spinn lütting, spinn lütting!" so hatten die Mädchen das Lied der Meise im Winter ausgelegt und sie zogen den Faden dünn und fein vom Wocken.

Aber wenn der Schnee wegging und die Meise fröhlicher im Apfelbaum sang, dann ließen die Mädchen den Flachs dicker durch die Finger laufen, denn draußen sang der bunte Vogel: „Spinn dicke, spinn dicke!"

„Hähähä." Die Meise lacht heiser, denn sie hat gehört, was die Frau ihrem kleinen Mädchen erzählte. „Hähähä." Sie hat sich nie darum gekümmert, ob die Mädchen fein oder grob spannen, sie hat nur eine Bemerkung über die Beschaffenheit der Spinnen gemacht, die sie fing. Und weil sie heute eine dicke fing, darum klingt ihr Lied wie ein Silberglöckchen so lustig.

Der Haselbusch hat es gehört, und seine gelben Troddeln läuten im Takte mit. Ganz leise läuten sie; ein Mensch kann es nicht hören. Aber die kleinen pummeligen Haselweibchen hören es; schnell putzen sie sich mit drei rubinroten Federchen, die so zart und so dünn wie ein Seidenfaden sind.

Die Meise fliegt weiter und läutet ihr Glöckchen vom Dache der Gastwirtschaft. Dreimal ruft sie: „Titübel, titübel,

titüdel!" Da klappt der Hahn im Hof mit den Flügeln, reißt den Hals auf und kräht, kräht ganz anders als sonst, mit weniger Stolz und mehr Gefühl in der Stimme.

Auch die Spatzen, die bis dahin ewig und immer dasselbe zweistimmige Lied geschilpt hatten, kommen bei dem Geläute des Glöckchens außer Rand und Band. Ein ganzer Haufen der grauen Kerle schnurrt lärmend unter das Fenster der Veranda; sechs Herren sind es und eine Madam. Die dreht sich fortwährend um ihre Perpendikulärachse, und die Herren Männer hopsen wie verdreht um sie herum, machen ein furchtbares Getöse und plustern plötzlich wieder fort, um auf dem Rasen weiter zu tanzen.

Sogar die melancholische Haubenlerche, die den ganzen Winter bis zur Langweiligkeit wimmerte: „I wie mich friert!" versteigt sich zu einer kühnen Tat. Sie schwingt sich auf den Kehrichthaufen am Wege, und zwitschert von diesem erhabenen Standpunkt ein zwar sehr dünnes, aber wegen seiner Unaufdringlichkeit immerhin ganz leidliches Liedchen.

Das weckt bei der Amsel, die eben noch im faulen Laub einen Regenwurm mit sanfter Überredung aus seinem Loche hervorholte, gelben Neid und schwarze Eifersucht. „Igittigittigitt!" ruft sie der Haubenlerche zu, und fängt nun selbst an. „Tü!" Pause. „Rü!" Pause. „Lü!" Pause. Und dann eine Zehnminutenpause. Und dann wieder: „Tü!" Pause. „Rü!" Pause. „Lü!" Pause. Und endlich: „Tü-rü!" aber weiter geht es noch nicht, und erst, nachdem sie lange nachdenklich gegen den Himmel gekuckt hat, wobei sie ganz begossen den Schwanz hängen ließ, wippt sie mit ihm, zum Zeichen, daß sie sich auf die vergessene Melodie wieder besonnen hat, und bringt es mit viel Ach und Weh endlich zu einem nur eine halbe Minute beanspruchenden „Tü-rü-lü!" und leistet sich darauf hochbefriedigt einen zweiten Regenwurm.

Kaum hat sie ihren Sitz im Faulbaumbusch verlassen, da treibt das Volk unter ihr Unfug. Quiekend jagen sich da zwei

fuchsige Waldmäuse mit äußerst langen Schwänzen. Jetzt sitzen sie sich gegenüber und kucken sich mit ihren großen schönen schwarzen Augen lustig an. Dann macht der Mäuserich einen Hops, und die Mäuseline witscht nach der Seite, und mit Gequike und Gekicher geht es dahin, daß ein Zaunkönig ganz erschrocken von seiner wissenschaftlichen Untersuchung einer ihm unbekannt vorkommenden Mücke aufschreckt, auf einen Buchenstumpf hüpft, und von da herunter mit schnarrendem Gardeton seiner inneren Entrüstung lauten Ausdruck verleiht.

Eigentlich hatte er vor, von drei bis vier Uhr zu singen; aber da die anderen alle singen, verzichtet er zugunsten seiner Gegner nach dem Motto: „Wenn alles singt, mag Karl allein nicht singen.“ So ist er immer und darum hat er wenig Verkehr, denn kein Vogel mag mit einem anderen umgehen, der im Winter, wenn alle die Schwänze hängen lassen, den seinigen so hoch trägt, als wäre er mit Bartwichse gesalbt, und der, wenn die anderen vor Hunger kaum „Piep“ sagen mögen, so fidel singt, als äße er jeden Tag dreimal warm.

Da ist die Fledermaus, die eigentlich gar kein richtiger Vogel ist, viel taktvoller; sie paßt sich der allgemeinen Sitte trotz ihres Mangels an Federn an und sagt keinen Ton. Vom November an hat sie unter den Dachsparren gehangen mit dem Kopfe nach unten. Auf einmal wacht sie auf, krabbelt, soweit es ihr ihre eingeschlafenen Fußflügel oder Flügelfüße erlauben, bis an die Dachluke, läßt sich herausplumpsen und taumelt in einer so seltsamen Weise im Garten herum, daß die Spatzen, diese Klatschschnäbel, behaupten, sie hätten in unmäßiger Weise dem Genuß geistiger Getränke gehuldigt. Und dabei hat sie nur von dem langen Hängen mit dem Kopfe nach dem Erdinnern Blutandrang zum Gehirn bekommen.

Es ist aber auch möglich, daß sie taumelig fliegt, weil sie etwas schwach auf den Flügeln ist, denn seit Anfang Herbst hat sie keine warme Mücke mehr im Leibe gehabt und ist sehr

von Kräften gekommen. Mißmutig zwitschernd zickzackt sie im Garten herum, so daß ein junges Mädchen schon ein Attentat auf ihr reizend hellblond gefärbtes Wuschelhaar vermutet und quietschend in das Haus flüchtet. Die arme Speckmaus aber erwischt schließlich noch eine Motte, die langsam und plump durch den Garten flatterte. Aber da sie sich als besonnenes Wesen sagt: „Eine Motte macht noch keinen Frühling!" es ihr auch noch zu hell ist, so schlüpft sie wieder in die Luke, hängt sich kopfüber an den Dachsparren, wickelt sich die Flügel um den Leib und träumt von besseren Zeiten, in denen das Ungeziefer billiger ist.

Mit ähnlichen Hoffnungsträumen tröstet sich auch die Wasserspitzmaus, die da am Graben herumhuscht, über die magere Zeit hinweg. Sie schnüffelt hier, sie schnüffelt da, und quietscht ärgerlich dabei, denn ihr hin- und herzuckendes Rüsselchen trifft nichts, als mulmiges Holz und modriges Laub. Kurz entschlossen stürzt sie sich in eine Pfütze, so daß ein Buchfink, der da eben ein Bad genommen hatte, ängstlich lockend auffliegt, denn er glaubt, sie habe im Hungerwahnsinn Selbstmord verübt. Er macht aber große Augen, wie er sieht, daß sie ganz vergnügt unter Wasser herumläuft, wobei sie wie ein Stück Quecksilber aussieht. Dann taucht sie wieder auf und verschwindet in einem Moosloch.

Der Buchfink aber lockt. Er ist Strohwitwer; seine Frau kann das Klima hier nicht vertragen, sagt sie, und reist darum jeden Herbst nach Italien und Ägypten. Anfangs paßt ihm das gar nicht, und er machte ihr in jedem April schreckliche Eifersuchtsszenen, weil er annahm, daß sie sich da unten im Süden von irgend einem leichtsinnigen jungen Hahn mehr den Hof machen ließ, als sich das für eine verheiratete Frau schickt. Schließlich aber gewöhnte er sich daran, wenn er auch jeden Herbst über die teure Reise knurrt. Aber in innerster Seele beneidet er den Goldammerhahn, dessen Frau nie verreist, und den Ringeltäuber, dessen Gattin auch hier blieb.

als ihr Mann ihr erklärte, die Reise sei ihm zu weit, obgleich es ihr nicht gleichgültig ist, von den Turteltauben sich vorprahlen zu lassen, wie schön es in Ägypten gewesen sei, und sich teilnehmend fragen zu lassen, ob die Kinder dieses Jahr so viel gekostet hätten, daß es zur Mittelmeerfahrt nicht mehr langte.

Wieder bimmelt die Kohlmeise ihr Glöckchen. Ein dicker Kauz, der eng an den Stamm einer Tanne gedrückt dasitzt und über den auffallenden Mangel an Mäusen in diesem Jahre nachdenkt, der mit seinen Erhebungen über den Reichtum an Nüssen in keinen Zusammenhang zu bringen ist, wackelt mit dem Kopfe unwillig hin und her, denn er weiß, entdeckt ihn der bunte Vogel, dann hat er eine Stunde lang die Gesellschaft am Halse und muß sich die gemeinsten Redensarten gefallen lassen.

Aber es wird ihm sehr schwer, still zu sitzen, und sobald es dämmert und die Menschen das Waldwirtshaus verlassen, da drängt es ihn, dumpf aufzuheulen und gellend loszulachen, daß den paar Mäusen, die der Winter am Leben gelassen hat, die kalte Angst über das Fell läuft.

Und als der Dickkopf zum dritten Male gerufen hat, da kommt lautlos ein zweiter Schatten näher, die Käuzin. Und nun jagen sich die beiden im dunklen Walde, knappen mit den Schnäbeln, kreischen und schreien, als zöge man ihnen jede Feder einzeln aus.

„Huh, wie schauerlich!“ ruft ein Mädchen, das am Arme ihres Auserkorenen nach Hause geht; dann lacht sie laut auf über einen Witz ihres Begleiters, und darauf singen beide ein Frühlingslied.

Die Käuzin aber sagt zu dem Kauz: „Nein, was diese Menschen doch für häßliche Stimmen haben! Das soll nun ein Frühlingslied sein! Dummes Volk!“

Und der Kauz fühlt sich geschmeichelt und singt dem kommenden Vorfrühling ein Lied nach Eulenart.

Billiger Sonntag.

„Nun, wie befinden Sie sich, Verehrtester?“ fragte der alte Marabu seinen Nachbarn, den Jabiru. Der Marabu hatte sich schon eine ganze Weile die warme Morgensonne auf die ehrwürdige Senatorenglatze scheinen lassen und wieder, wie jeden Morgen, darüber nachgedacht, auf welche Weise er wohl am besten die frechen Spatzen bei seinem Freßnapf erwischen könne, selbstverständlich ohne daß er sich dabei seiner Würde begäbe. Als der lange afrikanische Storch aus seinem Käfig humpelte, machte er ihm eine tiefe Verbeugung und richtete teilnahmsvoll und höflich die übliche Frage an ihn.

Der Jabiru lächelte süßsauer und humpelte näher: „Morgen, mein Lieber. Mir geht es nicht gerade erstklassig. Das verdammte Podagra!“ Und damit hob er den geschwollenen rechten Fuß hoch und zeigte ihn dem Marabu.

„Ja ja,“ lächelte der, „so was kommt von so was! Fortgesetzter Lebenswandel, mein Bester! Die noblen Passiönchen, hehehe! Das rächt sich später. Bohnenabkochung soll dafür sehr gut sein; von Vietsbohnen, wissen Sie.“

Der Jabiru rümpfte den Schnabel und schüttelte sich: „Nee, was mir fehlt, das sind Schlammbäder, lieber Senator. Acht Tage lang im warmen Salzschlamm langsam spazieren gehen, das hilft. Aber heiß muß er sein, wie da unten in Afrika. Will sehen, ob ich dieses Jahr nicht hinkomme. Etwas hilft die Sonne hier ja auch, aber es ist nicht das Richtige. Und gestern, bei dem billigen Sonntag, da zog ich

es doch vor, in der Ecke zu bleiben, anstatt den ganzen Tag die unfeinen Bemerkungen von Hinz und Kunz anzuhören."

„Ja, es ist unglaublich," pflichtete der Senator bei. „Einer meinte sogar, Sie wären ein Strauß."

„Lächerhaft, horribel lächerhaft," meinte der Jabiru und humpelte dahin, wo die Sonne hinschien.

Am Ententeich unterhalten sich die Papageien: „Prrraaachtvolles Wetterrr heute Morrrgen, gerrradezu grrroßarrrtig!" schnarrt der blaue Arra. „Wunderrrbaaar!" antwortet ihm der rote Arra. „Gut bekommen?" fragt er dann.

„Danke, mäßig," antwortet der Rote. „Etwas dumm im Kopfe noch. So schlimm, wie vorrr acht Tagen warrr es nicht. Aberrr doch genug, daß man etwas nerrrvös wirrrd."

„Nerrrvös?" kreischt ein gelbhäubiger Kakadu. „Nerrrvös? Weiß nicht, was Nerrrven sind. Finde das famos, so viel Leute."

„Danke!" schnarrt der Rote und lächelt den Blauen an. „Die Geschmäckerrr sind eben verrrschieden. In acht Tagen zwei billige Sonntage, das ist mirrr etwas rrreichlich. Wenn das so weiterrr geht, dann kann ich von mirrr nurrr sagen . . ."

„Lott ist tot!" pfeift der Flötenvogel gegenüber in dem Vogelhaus.

Der Arra schüttelt sich vor Lachen: „Hahaha, famoserrr Witz."

„Hohohoho!" fällt die Rostgans mit tiefem Baß ein, und vom Lachmövenpark schallt es: „Hihihihi!" Der Flötenvogel ist ganz stolz über seinen gelungenen Witz.

Im Bärenhaus sitzt der Malaye an der Mauer, streichelt sich den Bauch und stöhnt: „O Weeeh, o weeeh!"

„Na, wieder verfressen?" fragt der Eisbär.

„Ach," stöhnt der Kleine, „mir geht es immer so nach dem Billigen. Alles durcheinander und in einem fort, das soll man aushalten."

„Ja, warum frißt du so viel?“ fragt der Polarbär.

Der Malayenbär weiß darauf nichts zu sagen.

Im Raubvogelhaus spreizen die Adler und Geier die Flügel und lassen sich die Sonne auf den Rücken scheinen.

„Gut, daß der Trödel vorbei ist,“ meint der Kondor. „Ich wollte, es wäre Herbst, und die Geschichte mit den billigen Sonntagen hörte auf. Ich kann die faden Bemerkungen nicht vertragen.“

„Ja,“ ergänzt der Mönchsgeier, „keinen Dunst von Zoologie haben die meisten. Dick und groß stehen die Namen angeschrieben, aber was man alles zu hören bekommt, es ist gräßlich. Ich sollte ja wohl der Uhu sein!“

„Und mir,“ kreischt der Seeadler vor Freude auf, „und mir haben sie, denkt euch, ein Brötchen zum Fressen vorgeworfen. Ein Brötchen, mir! Hahaha!“ Er lacht gellend auf. „Es ist zu dumm! Einen Hasen oder eine Ente bringt natürlich nie einer mit!“

„Alles das ginge noch an,“ unkt die Uraleule, „aber diese gräßliche Zudringlichkeit! Die ist unerträglich. Wildfremde Leute tun so, als wäre man mit ihnen in einem Nest groß geworden.“

„Jawohl, das ist das dümmste!“ stöhnt die Schleiereule. Nicht fünf Minuten kann man ruhig in seiner Ecke sitzen. Ich bin furchtbar müde. Habe den ganzen Tag nicht ein Auge zugemacht.“

„Puh!“ stöhnt vom Straußpark der Emu, „das hätten wir mal wieder überstanden. Noch einen Billigen, und ich muß ins Bad!“

„Ja,“ knurrt der Kasuar, „so wunderbare Sonne gestern, und nicht einen Augenblick konnte man es sich bequem machen. Fortwährend wurde man angeödet.“

„Na,“ lachte der Strauß, „dem einen hab ich's besorgt. Der war mir denn doch zu plump vertraulich. Mit dem

Stock wollte er mich kitzeln. Ich habe ihm aber einen über die Pote gewischt, da hat er noch lange was von."

„Aau, aau," wimmert der Pfau, „und mir hat so'n Junge meine schönste Feder ausgerissen. Der Wärter hat ihn zwar erwischt und gehörig verwackelt, aber was hab ich davon?"

Die Höckergans lacht im Halse; sie kann den Pfau nicht leiden. Aber das ist nur Neid, weil sie nicht so bunt ist. Und das Guanaco macht sein hochmütigstes Gesicht und grient, daß man seine langen gelben Stockzähne sieht. Es mag den Pfau auch nicht leiden.

Im Schmuckvogelhaus spricht auch alles vom billigen Sonntag. Der lachende Hans will sich vor Lachen ausschütten über die dummen Redensarten, die der Pfefferfresser wegen seines großen Schnabels hat anhören müssen. „Ja," erzählt der, „eine Dame meinte, ob er mir nicht zu schwer sei und ob das nicht eine Mißbildung sei. Unglaublich!"

„Quatsch!" meint der Nachtreiher, „Quatsch!"

„Zu verrückt, zu verrückt!" ruft der Wachtelhahn. „Übrigens soll ja nächstens wieder Billiger sein, hab ich gehört."

„Igittigittigitt," schreit die Schwarzdrossel auf, „igittigittigitt, das fehlt gerade noch!"

„Uijeh, uijeh, das haben wir ja auch nötig," klagt der Kibitz, und die Lachtaube kichert und meint, dann müsse sie Brom nehmen oder Baldrian.

„Ich habe die Nase auch voll," brummt der Elefant. „Dieses ewige Geuze ist auf die Dauer langweilig. Ich möchte bloß ein einziges Mal dazwischen können; das würde ein schönes Gequietsche geben. Tun würde ich keinem was, bloß einen auf meinen Rücken setzen."

Auf einmal lacht er. Er hat das Shettlandpony gesehen. Er nickt ihm zu: „Das haben Sie famos gemacht gestern. Wie der freche Bengel in den Sand schoß. Ja, was braucht

er Ihnen auch immer die Hacken zu geben? Sie trabten doch schnell genug. Na, der kommt so bald nicht wieder!"

Das Pony wiehert vergnügt und beschnüffelt die Stelle, wo der Junge hinflog. Das Zebra aber grinst verächtlich. auf ihm sollte einmal einer reiten! Der könnte seine Knochen im Taschentuch nach Hause bringen.

Die Leopardenmama im Raubtierhaus ist sehr besorgt um ihre Kleinen: „Ganz fimmelig haben sie mir die Kinder gemacht," ruft sie der Löwin zu. „Kinder müssen Ruhe haben. Und dieses alberne Insgesichtloben taugt auch nichts. Fortwährend ging es: „Gott, wie nüdlich! Och, wie reuzend!" Gräßlich!"

Am verdrießlichsten aber ist der Mungo. Der hat zum dreihundertsten Male die Geschichte anhören müssen von dem Mann auf dem Bahnhof, der in einem Kasten ein Tier hat, das er mit Sardellenbrötchen füttert. Ein Sachse fragt ihn: „Sie, heer'n Se, was is das fier'n Dierche?"

„'n Mungo!" antwortet der Besitzer.

„Ach herrcheses nee, was Sie sagen. Also 'n Munko? Was frißt denn der eichentlich?"

„Schlangen!" antwortet der Besitzer.

„Herrjemmersch nee, also Schlangen. Aber das sind ja Sardellenbreetchen, womit Se ihn fittern, das sind ja gar keene richtigen Schlangen nich?"

„Es ist ja auch kein richtiger Mungo," antwortet der Besitzer.

Kein Wunder, daß der Mungo über diese dumme Geschichte wütend ist. Aber nach dem billigen Sonntag sind alle Tiere im Zoologischen wütend, oder nervös, oder magenleidend.

Und von Rechts wegen müßte am anderen Tage der Garten geschlossen sein. Damit sie sich erholen können.

Ein Naturfreund.

Die Sonne schien mir so lange auf den Schreibtisch, bis ich einsah, daß ich etwas Vernünftigeres tun könne, als zu Hause zu sitzen.

So machte ich denn, daß ich in den Wald kam, um mir von Amsel, Drossel, Fink und Star etwas vorsingen zu lassen.

Als ich dort ankam, wo die Teiche liegen, folgte ich meiner alten Angewohnheit und sah in das Wasser, auf dem die Taumelkäfer sehr gewandt, und die langbeinigen Wasserwanzen recht steifbeinig Schlittschuh liefen, während in dem vertrockneten Schilfe die Grasfrösche sich dem Fortpflanzungsgeschäfte hingaben und dabei derartig murrten, als sei ihnen diese Tätigkeit auf das äußerste zuwider, was nachweislich nicht der Fall ist.

Als ich noch ein Jüngling mit lockigem Haar war und dem Wahne huldigte, daß man auf dem Wege der exakten Forschung hinter die Küchengeheimnisse von Frau Natur kommen könne, hatte ich mich auch mit Malakozoologie beschäftigt, das heißt, Schnecken und Muscheln gesammelt, und als ich nun im seichten Wasser eine Posthornschnecke umherkriechen sah, bückte ich mich aus Gewohnheit, fischte das Tier mit der Hand heraus, besah es, stellte fest, daß nichts besonderes daran festzustellen sei, und entließ es in Gnaden.

Nach einer Weile blitzte es rot im Wasser, etwas Langes, Dünnes zappelte sich bis zur Oberfläche, schnappte dort eine winzige Menge atmosphärischer Luft, fiel wie überanstrengt wieder hinab und schwänzelte dann dahin, wo ich stand. Ich

bückte mich abermals, griff schnell zu und erwischte ein bildschönes Männchen des Kammolches, das etwas unwirsch knurrte und, als ich es daraufhin noch nicht freigab, entrüstet mit dem in allen Spektralfarben schimmernden Schwanze zappelte, so daß ich nicht umhin konnte, ihm seinen Willen zu tun, worauf es erst, verdutzt durch das sonderbare Abenteuer, einige Augenblicke alle vier Beine von sich streckte und über den Fall nachdachte, bis ihm einfiel, daß es das auch dort tun könne, wo das Wasser tiefer wäre, und mit affenartiger Plötzlichkeit verschwand es.

Nach einiger Zeit kam ein Frosch angeschwommen, und zwar, wie ich ihm sofort an der Nase ansah, ein Moorfrosch. Die Liebe hatte ihm nicht nur die Hautstruktur verändert, sodaß er so blau aussah, wie Steinöl, das in der Sonne steht, sondern ihm auch den Verstand getrübt, und so merkte er erst, als ich ihn zwischen den Fingern hielt, daß er einen dummen Streich begangen hatte. Nachdem er anfangs durch ein wildes Hampeln und Strampeln Einspruch gegen die ihm angetane Freiheitsberaubung erhoben hatte, ergab er sich mit Würde in das Unvermeidliche, und als ich ihm mit Daumen und Zeigefinger um die Taille faßte, schienen süße Erinnerungen in seinem Gehirn Form anzunehmen, denn er erhub ein zärtliches Schnurren. Das rührte mich derartig, daß ich ihn wieder in den Teich setzte.

Nicht weit von mir stand ein Mann, der mich in verstohlener Weise beobachtet hatte. Neben sich hatte er zwei großmächtige Fischkannen stehen und in der Hand hielt er ein Fangnetz mit zusammenschiebbarem Stocke. Da ich mich dorthin schleichen wollte, wo die Gras- und Moorfrösche zusammen mit den Erdkröten einen Gesangswettbewerb veranstalteten, mußte ich an dem Manne vorbei, und als ich bei ihm angelangt war, legte er einen ziemlich dreckigen Zeigefinger an den Rand seines noch dreckigeren Hutes und fragte mit jenem Untertone von Wohlwollen in seinem etwas mager

geratenen Organe, den der Mann von Fach sich im Verkehr mit einem Laien zu bedienen pflegt: „Sie sind ooch wohl 'n jroßa Natuafreind?" Dabei nötigte er ein Lächeln in sein abgetragenes Gesicht, das den Eindruck erweckte, als habe er es vorher erst auf Eis gelegt.

Ich kann nun Leute, die mit zwei Fischkannen von je fünf Liter Inhalt der Natur auf den Leib rücken, nicht gerade besonders gut leiden, und so sagte ich: „Nee!" Der Mann sah mich erstaunt an und meinte: „Ich dachte, weil daß ich Sie doch da was fangen sah." Ich zuckte die Achseln: „Das ist bloß eine alte Gewohnheit von mir." Er nickte beistimmend: „So, dann ha'm Se jetzt woll 'n anderes Jeschäft?" Er jagte mit der Zunge seinen Priem in die linke Backentasche, spuckte mit einer geringschätzigen Miene die braune Sauce in das klare Wasser und sagte: „Hia ist ooch nich ville mehr los; frieha wa's bessa hia. Jetzt muß ma' schon mindestens for fuffzig Fenje vasah'n, wenn ma' was von die Natua ha'm will. Aba ohne Natua kann 'ch nich leben. Wenn ick irgend Zeit habe, mach ich raus nach die Natua." Er besann sich eine Weile, sah mich mit seinen ausgewässerten Augen träumerisch an und fuhr fort: „Ja, die Natua! Da liegt noch wat drin!" Er seufzte schwärmerisch.

Ich gab ihm eine Zigarre, so gerührt war ich. Endlich ein Mensch, eine gleichgestimmte Seele! Ich revozierte und deprezierte in meinem Herzen alles, was ich übles von ihm gedacht hatte. Dieser einfache Mann hier neben mir mit seinem Rocke, der so aussah, als wäre er vor zehn Jahren alt gekauft, und den Hosen, die nur an den Stellen fleckig aussahen, wo sie noch keine Flecken hatten, und dem Hute, der sicher eine nahrhafte Bouillon abgegeben hätte, kochte man ihn, und dem Hemdkragen, der nicht mit schreiendem Weiß den organischen Zusammenhang von Kopf und Leib unkünstlerisch unterbrach, und diesen Stiefeln, deren Spitzen lebhaft

an die Nasenbildung des westafrikanischen Stumpfschnauzenkrokodils erinnerten, dieser Mann, der hier still priemend neben mir stand, der hatte das, was ich bei so manchem Manne mit funkelnagelneuem Rocke, tadellosen Hosen, sauberem Hute und gut sitzenden Schuhen vermißt hatte, ein tiefes Gefühl für die Natur, ein feines Empfinden für den Zauber, der von ihr ausgeht. Den ganzen Tag über, das bewiesen seine schwieligen Finger, arbeitete er um kargen Lohn in der Fabrik, um für sich und seine Lieben den Lebensunterhalt zu verdienen; aber jede freie Stunde benutzte er, um draußen den Fabrikstaub von der nach Schönheit dürstenden Seele zu spülen. Freundlich lächelte ich ihn an, indem ich nach der Stelle wies, wo die Frösche murrten.

„Das ist die einzige Stelle weit und breit, wo es noch Moorfrösche gibt," äußerte ich. Er sah gleichgültig dorthin und schüttelte den Kopf: „Mit die Fresche hab' ick nich ville im Sinn. Loobfresche, dat lohnt sich woll noch, aber for braune Fresche kriegt'n so gut wie nischt. Die sind bloßig als Futterfresche zu jebrauchen, und die fangen sich de Händla lieba selba." Er sah nach seinen Kannen: „We' 'ma sich uff de Natua vasteht, ka' 'ma schonst allahand heraushol'n; ma' muß sich bloßig uff den Zimt vasteh'n, vasteh'n Se. Jetzt zum Beispiel is mit Posthornschnecken noch wat zu machen, solange dat Wassa kalt is, denn da trau'n sich de Jung's noch nich rin. Jetzt kriegt ma' noch'n Fennig det Stick. Sticke dreihundert bis vierhundert hab' ick heite jefang'n; macht drei bis vier Mark. Dat lohnt sich doch, nich? Na, und denn so an de dreißig Mölche, und wat denn sonst noch is, Gelbränder, Deckelschnecken, Sprockmaden, im janzen hab' 'ck meine finf Mark dabei 'rausjeholt. Und dat allens in anderthalbig Stunden." Seine Stirn bezog sich und seine Augen blickten düster: „Mit de Mölche widd dat von Ja' zu Ja' fauler! Die Jung's fang'n zu ville. Und denn vakauf'n se se for 'n Ei und Appel. Frieha kriegte ick zehn Fennje for dat Stück;

heite muß 'n froh sind, wenn 'n finfe kriegt. Der reene Schkandal!"

Entrüstet spie er seinen Priem in den Teich, biß die Zigarre ab, ließ sich von mir Feuer geben und fuhr fort, indem er spöttisch lachte: „Ick weeß noch feine Stellen. Sonntag will 'ck nach eine hin, wo es Bergmölche jibt. Vorg'tes Jahr um diese Zeit hab' 'ck da in eenen Sonntag zweehundert jefang'n, ungerechnet die Kammölche und die Punktmölche. Wenn' 'ck bloßig wißte, wo 't de Fadenmölche jibt; damit is noch'n Jeschäft zu machen. Wissen Se keene?" Ich schüttelte den Kopf und wurde über diese stumme Lüge noch nicht einmal rot, und auch als der Mann mich fragte, ob ich keine gute Eidechsenstelle wüßte, verneinte ich auf dieselbe Weise. Betrübten Blickes redete er weiter: „Hia jab's friha massenbach we'che. Ick hab' öfters zwee bis drei Dutz an einen Dage jefang'n. Weiß da Deubel, daß ma' jetzt keene mehr zu sehen kriegt. Ick weeß noch jute Stellen, aba ma' vafährt 'ne heile Mark, will ma' dahin, oda noch mehr. Na, und wo bleibt denn da Vadienst? Mit die Zalamanders ist dat ebenso. Es jibt da noch jenung von, aber dat is alles so weit. Da leg' 'ck ma' lieba uff Schnecken und sowat. Intressanta is ja dat mit die Eidechsens und die Zalamanders, aba wat koof' 'ck ma' for dat Intressanta? Dat Dämliche is bloßig, dat ma' uff de Schule nich jenug Natuageschichte lernt. Ick sage Ihnen, wer ordentlich Natuageschichte jelernt hat, der kann es heite zu wat bringen. Kenn'n Se Friedhoffen, den Naturaljenhändler? Dat wa' frieha ooch man 'n Tischlergeselle. Na und heite, da hat' 'r 'n Haus und 'n feinet Jeschäft drin. Alles bloß aus da Natua 'rausjeholt. Ja, die Natua, da liegt wat drin!"

Er zog mit einer kleinen Harke, die er an seinen Netzstock schraubte, eine Unmenge von Wasserpflanzen aus dem Teiche, kniete dabei nieder, suchte das Beste dazwischen heraus, tat es in einen Sack aus wasserdichtem Stoffe und ließ

das übrige am Ufer liegen. Wehmütig schüttelte er den Kopf und seufzte, als er die Ausbeute betrachtete: „Mit die Flanzen widd dat ooch immer mieser! Frieha jab dat so scheenes Hornkraut hia, und Froschbiß ooch, und Wassaschlauch. Allens futsch! Aba ick weeß noch jute Stellen. Vor acht Dage hab' 'ck mit meenen Jung's an einen Morjen ieba dausend Stick Winterflanzen von Hornkraut da wejjeholt, allens prima Ware. Friedhoff wollte jern wissen, woher 'ck dat hatte, aber so dumm ooch jrade! Dat is 'n janz Schlauer. Wat jloob'n Se, jetzt hat a sich selba Teiche jepachtet und da züchtigt er allens megliche drin, sogar Flanzen! Ja, wenn ma' erst 'n Kapital hat, denn kann ma' mit de Natua schon wat anfang'n. For so'n bißken Wassapest, wie mein Finger lang, nimmt a zehn Fennje! Und von det Zeig hat a 'n janzen Teich voll. Frieha machte ick mit Wassapest 'n janz jutet Jeschäft, weil ick man allein wußte, wo se zu finden wa', aber nu' is dat damit Essig. Und dat schlimmste ist, Friedhoff hat zu ville Jung's, die ihm allens zuschleppen. Dat mißte vabot'n wer'n, dat de Schuljung's sich mit sowat abgeb'n, wo se doch ooch keene Bredchen mehr austrag'n derfen und Kegel ufftell'n. Sojar Jimnassjastens gehen for ihm los, und dat wollen denn feine Jung's sind und schnapp'n andre Leite den Vadienst wej. Und wat kriegen se dafor?! 'n Dreck kriejen se!"

Er starrte mit bösen Augen in das Wasser. „Dat schlimmste is dat mit die ecksotischen Fische! Seitdem die uffjekommen sind, jehen Stichlinge so jut wie janich mehr. Und ebenso is dat mit die andern; Schlammbeißer sind janz faul, Steinbeißer, dat jeht noch halbwege, bloßig dat Fangen, dat lohnt sich nich. Dat widd nich eha wieda bessa, als bis daß auf die ecksotischen Fische 'n Zoll kommen duht. Aba natierlich, an sowat, da denken die Herrens im Reichstage nich! Allens for die reichen Leite, dat is imma so jewesen und so bleibt dat. Ueberhaupt, dat Tierefangen, dat mißt vaboten wer'n, wenigsten das umsonstene. Da mißte ne Erlaub-

niskarte druff jesetzt wer'n, wie bei de Jäger, die 'ne Mark kostet oder meinswej'n ooch dreie. Denn werd'n die Jung's dat schonst bleiben lass'n. Aba so, wie dat heute is, wo ein jeda so ville fangen kann, als a lustig is, wo soll das mit die Natua schließlich hin? Widd ja allens rein ausgereibert! Jeberall loofen die Bengels rum und holen wej, wat noch da is, wo so schon nischt mehr los is. Frieha hab' 'ck 'n jutes Jeschäft mit Vogeleia jemacht. Na und heite? Wat die bessa'n Vegel sind, die brieten so weit wej, dat dat vill zu ville Fahrgeld kosten duht. Vor zwanzig Jahre war dat noch anders; da hab' 'ck in einen Friejahr zehn Wiedehepfe ausjenommen, ob Se 's jlooben oder nich. Suchen Se heite mal, wo 'n Wiedehepfnest stehen duht! Eisvegel, Wirga, damit is dat jenau so; een Jamma is dat, wie wenig dat davon noch jibt! Und ebenso is dat mit die bessern Flanzen. Vor zehn Jahr'n hab' 'ck an einen Tage 'n janzen Sack voll Orchideens, lauter jute Sachen, holen kennen. Heite? Is nich!"

Er legte seinen dreckigen Zeigefinger an die noch dreckigere Krempe seines noch viel dreckigeren Hutes: „Ick muß nach Hause. V'lleicht uff 'n ander Mal. Aba dat sag' 'ck Ihnen: dat muß andert wer'n! Na, et is 'n Sejen, dat jetzt von oben her in Naturschutz jemacht widd. So jeht dat ooch nich weita! Meinen Se nich?"

Ich nickte, und zufrieden schob er ab, der Naturfreund; und da ich fand, daß er vollkommen recht hat, so setzte ich mich hin und schrieb diesen Aufsatz.

Ich hoffe, in seinem Sinne gehandelt zu haben.

Der alte Herr und der junge Mann.

Nach dem Kalender dauert die Herrschaft des Winters bis zum einundzwanzigsten März; das bekommt er alle Jahr schwarz auf weiß.

In Wirklichkeit liegt die Sache aber anders, denn schon von Ende Februar ab hetzt der Frühling im Lande herum und macht die Leute unzufrieden mit den bestehenden Zuständen.

Das merkt der Winter, wie er, bis an den Hals in seinen dicken, gut spießbürgerlichen dunklen Überzieher geknöpft, auf dem Bürgersteige an der Schattenseite der Straße entlang geht, ruhig und besonnen, wie es seine Art ist.

„Autsch!" sagt er und macht einen mißlungenen Versuch, seine rechte große Zehe nebst darüber befindlicher Schaftstiefelspitze in den Mund zu stecken, denn ein schwefelgelb, blitzblau, donnergrün und feuerrot geringelter Pinndopp, einer der ausgewachsensten Vertreter seiner Art, einer mit einer tüchtigen Eisenpinne, ist gegen des Winters gefühlvollstes Krähenauge geflogen.

Wütend sieht der alte Herr den dickbäckigen Jungen an, der ihm vor die Füße baselt und seinen Pinndopp mit laut klatschenden Peitschenhieben auf den Schwung bringt, ohne sich viel um den stechendkalten Blick des würdigen Mannes zu kümmern.

Auf dem gegenüberliegenden Bürgersteige, der in der vollen Sonne liegt, steht ein hübscher junger Mann, der einen fußfreien Hut, einen Kragen mit Rückantwort, einen symbolistischen Frühlingsmantel und sezessionistische Hosen trägt.

Er lacht lustig über den kleinen Vorfall und ruft, den Hut ziehend, einen lauten Gruß über die Straße.

Der alte Herr grüßt mürrisch wieder, als wollte er sagen: „Wieder einer, der mich anpumpen will!“ Aber der junge Mann ist schon bei ihm. „Kennen mich wohl nicht mehr, Verehrtester? Ist schon bald ein Jahr her, daß wir uns sahen. Lenz ist mein Name. Schönes Wetter heute, was? Fein, diese Sonne, nicht? Bißchen ins Holz bummeln? Schönchen, komme mit!“

So ziehen denn die beiden los, der alte Herr mit brummigem Gesicht, der andere aufgeräumt und lachend. Jedem Mädchen, das ihnen begegnet, sieht er unter den Hut und macht ihm süße Augen, und jedes Mädchen bekommt einen roten Kopf und denkt an den, an den es am meisten denkt, nur ein bißchen nachdrücklicher als sonst. Auch die Spatzen sieht der hübsche junge Mann an und die erheben dann sofort ihr Gefieder, fliegen auf die nächste beste Dachrinne und beginnen auf ihre Art die Ankunft besserer Zeiten zu verkünden.

„Weiß der Deubel,“ knurrt sein Begleiter durch seinen eisgrauen Bart, „wo die Pinndöppe mit einem Male alle hergekommen sind.“ Mit schiefem Blicke sieht er an einem Haufen Jungens und Mädchens vorbei, die alle einen bunten Pinndopp vor sich herjagen. „Eben erst ist mir so ein Ding gegen meine dicke Zehe geflogen. Diesen Unfug müßte die Polizei verbieten.“

„Wo die Pinndöppe hergekommen sind?“ antwortet freundlich der junge Herr; „das kann Ihnen niemand besser sage als meine Kleinwenigkeit. Ich habe gestern einigen Jungens welche geschenkt. Ich ging gerade durch eine enge, muffige Straße und sah die bunten Dinger in einem engen, muffigen Laden. Ich kaufte den ganzen Vorrat und verteilte ihn. Das war um dreiviertel zehn Uhr. Um zwei Uhr nachmittags waren alle Straßen voller Pinndöppe.“

Sie biegen um die Straßenecke und gehen an einer Reihe Gärten entlang. „Singt da wirklich schon eine Amsel oder habe ich Ohrensausen?“ fragte der alte Herr. „Dieses nicht, sondern nein,“ erhält er zur Antwort; „aber eine Amsel singt da.“ Und sich zu der Amsel wendend, pfeift der junge Mann ihr vor, wie die Melodie lautet. Die Amsel hört aufmerksam zu und als sie wieder anfängt, geht es schon bedeutend glatter.

Der alte Herr verzieht sein faltiges Gesicht, daß es noch weniger lieblich aussieht, und ein paar Schneeglöckchen, die hinter einer dunkelen Buchsbaumeinfassung hervorleuchten, sieht er so tadelnd an, daß sie vor Schreck die Köpfe hängen lassen. Aber als der junge Mann sie ansieht, da werden sie wieder frech, und rechts und links von ihnen kommen immer mehr hervor und sogar ein gelber Safran rutscht ein Stückchen aus seiner grünen Hülle heraus. Der alte Mann bemerkt das mit Mißfallen.

Aber ganz ärgerlich wird er, wie dicht bei seiner roten Nase ein Spatz vorbeifliegt, der einen ellenlangen Strohhalm im Schnabel hat. „Das ist doch die Höhe!“ brummt der ehrenwerte Herr vor sich hin und sieht dem Spatzen nach, der mit seinem Strohhalm unter einer Dachrinne verschwindet. „Hat es das Gesindel eilig!“ knurrt er. „Kann das Volk nicht warten, bis es Zeit ist? Aber das legt und brütet darauf los, als ob es schon in der besten Maikäferzeit wäre!“

Herr Lenz lacht: „Nehmen Sie es ihnen nur nicht übel. Junge Leute haben es mit dem Heiraten immer eilig; ältere können sich schon eher beherrschen. Achtung!“ Hätte er nicht zugepackt, so wäre es dem Winter eklig gegangen, denn zwei Radfahrer, von denen der eine kurze Hosen, der andere kurze Röcke anhat, hätten den alten Herrn beinahe übergeradelt, weil sie, anstatt auf die Straße, sich in die Augen sahen.

„Schöne Wirtschaft das,“ brummte der Alte und sieht den beiden Leutchen nach, die mit hellem Lachen um die Straßenecke verschwinden. „Gestern sah man nur Geschäfts-

radler. Heute ist alles voll von dieser Art. Es ist genau so wie mit den Zitronenfaltern und Pinndöppen. Drei Sonnenstrahlen, und sofort wimmelt es davon."

Im Walde ist es hell und sonnig. „Zu sonnig!" meint Herr Winter und sucht einen schattigen Weg auf. Dem Lenz ist alles gleich; er ist kein Spielverderber. Er läßt den Alten knurren und brummen und sieht fleißig nach rechts und links. Rechts steht ein Haselbusch; seine Kätzchen recken und strecken sich und streuen eine Wolke gelben Staubes auf den Hut des alten Herrn, ohne daß dieser es merkt. Eine dicke Meise mit gelber, schwarz eingefaßter Weste versucht vergeblich, es ihm zu sagen: „Heh da, Sie da!" ruft sie, aber er hört es nicht. Nun lacht sie hinter ihm her: „Hähähähä."

Dann setzt sie sich auf einen Tannenzweig mitten in die Sonne und singt: „Frühling, Frühling, Frühling!" Eine Spechtmeise, die kopfüber an der Buche herunterrutscht, hält damit ein und ruft: „Fein, fein, fein!" Ein Baumläufer, der sich um die Eiche herumschraubt, klappt mit den Flügeln und piepst: „De düre Tied is vorbie!" und eine Amsel schreit auf: „Quitt sind wir den Winter, quitt, quitt, quitt, quitt" und der Dompfaff meint auch: „Quitt, quitt."

Dem alten Mann wird es warm. Er setzt sich auf eine Bank im Schatten. Sein Begleiter läßt sich neben ihm nieder. Im Bestande vor ihnen raschelt das Laub. Der alte Herr runzelt die Stirn, denn er hat ein sehr feines Moralempfinden. Dem jungen Manne geht es gänzlich ab; darum lächelt er über das, was er sieht. Das ist ein Hase und noch einer. Der vordere ist eine Sie und der hintere ist ein Er. Sie sorgt dafür, daß er ihr nicht zu nahe kommt. Seit einer Stunde führt sie ihn an der Nase herum. Wenn er verschnauft, verpustet sie sich auch. Setzt er sich in Trab, so tut sie dasselbe. Hat er es eilig, so sie desgleichen. Läßt er sich Zeit, so sie gleichfalls. Sie verschwinden beide in dem Tannenhorste.

Der junge Mann flötet leise durch die Zähne: „Das macht die Li-ie-be ganz allein," unbekümmert darum, daß der alte Herr den reichlich vorhandenen Runzeln auf seiner Stirn einige weitere hinzufügt, die er um noch eine vermehrt, als sich aus dem Grase lautschnurrend ein dicker Mistkäfer erhebt und mit anspruchsvollem Gebrumme den Weg entlang fliegt. Aber als ein grauer Schmetterling mit unsicherem Fluge herangetaumelt kommt und vor der Bank auf den Boden fällt, da lächelt der Graubart.

Der junge Mann dreht die Spitze seines gut sitzenden braunen Schnürschuhes um einen Zoll nach rechts, bis sie über dem Frostspanner ist, senkt sie und tritt die Motte tot. „Roheit!" brummt der alte Mann. „Ist es," versetzt der andere; „aber so ist das Leben. Sie werfen mir Schnee in die Blumen und ich trete Ihr geliebtes Ungeziefer tot. Ihnen gefällt mein Mistkäfer nicht und mir Ihr Winterschmetterling noch weniger. Der eine ist so und der andere so. Dem einen seine Eule ist dem andern seine Nachtigall. Die Geschmäcker sind unterschiedlich. Wer Senf mag, nimmt, wer nicht, der dankt."

Nach dieser Darlegung seiner Weltanschauung steckt Herr Lenz sich eine leichte Zigarre an, während Herr Winter eine schwere hervorzieht. Auf dem Hornzacken des alten Eichenüberhälters sitzt eine Krähe, die auf der Sonnenseite silberweiß, auf der Schattenseite kohlschwarz aussieht. Sie quiekt, quietscht, schnalzt und schmatzt und ruft dann laut und deutlich: „Jule, Julia, Julchen!" Schon ist die Bewußte da, und es beginnt ein Gehabe und Getue, das den älteren der beiden Herren höchst peinlich berührt.

„Vollkommen verrückt!" meint er kopfschüttelnd. Aber dann macht er ganz runde Augen, denn was er da vor sich sieht, das ist noch verrückter als verrückt. Da hopsen, hüpfen, rennen, rutschen, klettern, krabbeln ein halbes, nein ein ganzes Dutzend rote, braune, graue Dinger um ein schwarzes; die

Ohrzipfel zucken, die Schwanzbüschel wehen. Das faucht, quiekt, schnalzt und kickst in allen Tonarten, raschelt durch das Falllaub, rappelt an der Rinde hoch, saust von Wurzel zu Wurzel, plumpst auf die Erde, irrlichtert goldschimmernd im Kreise, fährt aufeinander los, prallt zurück und verkrümelt sich spurlos, wie es kam.

„Wo alles liebt, kann Eichkater es nicht lassen," zitiert der junge Mann frei nach Schiller. Der alte Herr nimmt seinen Wanderstab und haut einem unverschämt grünenden Jelängerjelieberbusche damit eins über, daß die grünen Blätter in der Nachbarschaft herumfliegen: „Es wird mir zu dumm!" ruft er, „verstehen Sie, zu dumm! Was ist denn das für eine Zucht hier? Hab ich hier zu reden oder Sie? Ich lasse mir viel gefallen; aber was zu toll ist, das ist zu toll! Nun hat die Geschichte ein Ende."

Er steckt zwei Finger in den Mund und pfeift. Von weit her kommt der Widerhall des Pfiffes, kommt näher, immer näher. Die Äste der Buchen schlagen aneinander, die Kronen der Kiefern rauschen und sausen, die Sonnenflecke im alten Laube verblassen, lose Blätter rennen ängstlich in ein Versteck. Keine Meise pfeift mehr, der Fink hört auf zu schlagen, die Krähe krächzt rauh und hart.

Der junge Mann macht ein gleichgültiges Gesicht, bläst den Rauch seiner Zigarre vor sich hin und nimmt ein trockenes Grasblatt von seiner Hose. Dann fängt er ganz leise an zu flöten, eine kecke, lustige, sorglose, übermütige Weise. „Alles neu macht der Mai," pfeift er. Die Zweige der Buchen hören auf zu klappern, die Kronen der Fuhren stellen ihr Brausen ein, auf den Stämmen und im Fallaub tauchen goldene Flecke auf, der Fink schlägt, die Meise pfeift, und von irgendwoher ertönt des Ringeltäubers tiefes Lied.

Klingeln und Lachen kommt näher. Radfahrer flitzen vorbei, immer ein Männlein neben einem Weiblein, trotz der Polizeiverfügung. Um die Wegesecke biegt ein Paar Fuß-

gänger, er so zwanzig, sie so achtzehn Jahre alt. Wie sie die beiden Herren auf der Bank sehen, lassen sie ihre Hände los. Bis dahin hatten sie sie verschränkt. Sie hält den Kopf gesenkt und hat rote Backen. Er hält die Nase hoch und flötet halblaut. Dann sagt er: „Ja, gewiß, Schlittschuhlaufen ist ein Vergnügen, aber es ist auf die Dauer fußkalt.“ Sie nickt, als wollte sie sagen: „Ja, und dann die vielen Menschen.“

Der alte Herr sieht empört gegen den Himmel. Auf dem Hornzacken der alten Eiche sitzt ein Starmatz, hält den Schnabel in die Luft wie ein neugebackener Ersatzleutnant, bläst die Kehle auf wie ein Puthahn, klappt mit den Flügeln wie ein Schneeschüpper, pfeift wie eine hysterische Maus, quietscht wie eine gereizte Schiebkarre und jodelt wie ein verstimmter Salontiroler. Dann fliegt er dahin, wo mehrere seinesgleichen sich auf dieselbe Art vergnügen. Sofort nimmt seinen Platz ein die Reichsfarben tragender Specht ein, der in Ermangelung von etwas Besserem den alten Ast als Trommel benutzt, und zwar mit dem Erfolge, daß der alte Mann es für angebracht hält, sich von dannen zu begeben. Der junge Herr folgt ihm.

„Hören Sie?“ sagt er, und zeigt auf ein zollgroßes, braunes Etwas, das auf einer Brombeerranke sitzt und einen Lärm vollführt, der in gar keinem Verhältnisse zu seinem Umfange steht, „der Zaunkönig singt auch schon.“ Der alte Herr lächelt verächtlich: „Auch schon, ist gut. Das ist der einzige Vogel, der vernünftig ist. Der singt das ganze Jahr. Der singt bei zehn Grad unter Null. Der braucht dazu nicht erst für fünfzig Pfennige Sonnenschein und ein paar lumpige Mücken. Und er braucht dazu nicht erst jenes unbestimmte, unklare, nur zu allerhand Dummheiten führende Gefühl um die Leber, das Sie Liebe nennen, das aber im Grunde nichts als Mangel an gesunder Bewegung ist.“

Der junge Mann lächelt, halb bescheiden, halb überlegen, und sieht dem Zaunkönig nach, der mit einem Moosfäserchen

im Schnabel nach der Baumwurzel schnurrt, unter der eben die Zaunkönigin, ebenfalls mit einem Moosfäserchen im Schnabel, verschwand. Und dann bleibt er stehen und sieht nach einem Faulbaumbusche, aus dem ein ganz seltsames, dünnes, zärtliches Gepiepse kommt. Da sitzt eine kleine, graue, schwarzmützige Meisenmadam und rechts und links von ihr sitzt ein ebenso angezogener Mosjöh und jeder rückt ihr ab und zu näher und piepst ihr die schönsten Schmeicheleien zu und die Madam dreht sich links und dreht sich rechts und weiß nicht, was sie machen soll. Der da rechts ist so nett und der da links ist so niedlich, und die Geschichte ist deswegen gar nicht so einfach, und wenn sich die beiden vertragen, nimmt sie sie am liebsten alle zwei beide auf einmal.

Auf einmal haben sich die beiden Herren Männer bei den Kappen und wirbeln erst in der Luft herum und dann in das Laub herab, und die Madam sieht der Angelegenheit aufmerksam zu, und wie der eine ziemlich geschunden von dannen flattert, da findet sie, daß ihre Liebe zu dem anderen doch größer sei und sie fliegt mit ihm zu dem Nistkasten, der an der Birke hängt, und während sie sich die Wohnung ansieht, sitzt er auf dem Dach und erläßt an die nähere und fernere Bekanntschaft eine gereimte Einladung zur Hochzeitsfeier.

Der alte brave Herr schüttelt den Kopf. „Ja, ja, Jugend hat keine Tugend, aber dafür hat das Alter die Moral," meint der junge Mann und pfeift leise vor sich hin: „Alle Vögel sind schon da, alle Vögel alle", und sieht nach dem Turmfalkenpärchen, das gellend jauchzend über den Kronen Verloben spielt, nach dem grauen Käfer, der mit keck emporgereckten Fühlern über den Weg schnurrt, nach der blauen Fliege, die auf dem Sonnenfleck an der Buche in breiter Behaglichkeit dasitzt, und wie er die graue Krähe auf der Eiche sieht, da zielt er mit seinem Rohrstock auf sie, und ängstlich quarrend fliegt der Winterrabe fort und sagt es den Genossen an, daß es Zeit sei, an die Fahrt nach Ostland zu denken.

Der alte Herr wird immer mißvergnügter. Er raucht vor Wut wie eine Kleinbahnlokomotive und macht ein Gesicht wie eine überjährige Essiggurke. Als aber ohne vorherige Einleitung eine Märzdrossel an zu schlagen fängt und als gar sein Begleiter auf einen schwefelgelben Schmetterling zeigt und ruft: „Mein Extrablatt, sehen Sie!" da sieht er nach der Uhr, behauptet, er habe keinen Augenblick Zeit mehr und macht, daß er zur Haltestelle der Straßenbahn kommt.

Der junge Mann aber blickt ihm lachend nach und ruft: „Na, dann auf Wiedersehen!" Und leise setzt er hinzu: „Das heißt, auf baldiges Nimmerwiedersehen!"

Dann macht er auf dem Absatze Kehrt und bummelt vergnügt flötend wieder in das Holz hinein, das ihm jetzt allein gehört.

Der Maikäfer.

Jeder Monat hat seine besonderen Erzeugnisse.

So auch der Mai. Er hat Maienlüfte, Maitrank, Maiblumen, Mairegen, Maikatzen, Karauschen mit Maibutter, Maifeiern und Maikäfer.

Der Maikäfer gehört nach der Meinung der Gelehrten zu den Insekten; das ist ein Irrtum; er gehört zu den Schuljungens. Niemals sieht man ihn anders, als in deren Begleitung.

Der Maikäfer heißt in seiner Jugend Engerling. In diesem Zustande schafft er bedeutenden Nutzen dadurch, daß er von den nützlichen Maulwürfen gefressen wird. Diese Tatsache ist bis heute leider noch nicht genügend gewürdigt worden, vielmehr hat man den Engerling, weil er Getreidewurzeln frißt, bisher immer für schädlich gehalten.

Gäbe es keine Engerlinge, so wäre der Maulwurf lediglich auf Regenwürmer angewiesen. Regenwürmer aber sind sehr nützlich, denn erstens braucht man sie nämlich zum Angeln und zweitens drainieren und düngen sie den Erdboden in hohem Maße, wie Charles Darwin bewiesen hat. Würde der Maulwurf also weiter nichts als Regenwürmer haben, so würden diese bald ausgerottet sein und könnten der Landwirtschaft nicht mehr so viel nützen.

In den naturgeschichtlichen Büchern zerfällt der Maikäfer, der dort Melolontha genannt wird, weil das gelehrter klingt, wie manche Fürstengeschlechter in zwei Linien, in M. vulgaris und M. hippocastani. In der naturwissenschaft-

lichen Systematik der Schuljungens zerfällt er ebenfalls in zwei Linien, die aber Müller und Schuster genannt werden.

Die Schuster sind oben braun. Sie haben keinen großen Handelswert, denn bei günstiger Konjunktur bekommt man für einen Hosenknopf schon ein Dutzend, während ein Müller, der oben weiß ist, Liebhaberpreise bis zu einem Dutzend erzielt.

Es gibt nicht jedes Jahr viele Maikäfer. Oft gibt es drei Jahre lang keine, im vierten aber so viel, daß der Ausfall der schlechten Jahre reichlich wieder wett gemacht wird. Solche Jahre nennt man Flugjahre, obgleich es eigentlich Fluchjahre heißen muß, denn alle Leute, die sich aus Maikäfern nichts machen, führen dann unchristliche Reden, weil die Maikäfer die Bäume kahl fressen.

Das ist ungerecht; auch ein Maikäfer hat Hunger. Und da das Laub im Herbst doch abfällt, so kann man es ihm schon gönnen, zumal er es versteht, die Blätter in allerliebster Art auszuzacken. Jedenfalls ist es besser, der Maikäfer frißt Blätter, als daß er, wie die Mücken, nach unserem Herzblute lechzt.

Die Larve des Maikäfers lebt in der Erde, der Maikäfer selbst dagegen in Zigarrenkästen und Botanisiertrommeln. Er ist sehr intelligent, läßt sich leicht zähmen und zum Ziehen von kleinen, aus Streichholzschachteln gemachten Wagen abrichten. Dagegen ist alle Mühe, ihm das Reden beizubringen, bisher umsonst gewesen.

Der Maikäfer besitzt zwei Augen, die einen eigentümlichen starren Blick haben, und zwei Fühler, die bei den Weibchen klein, bei den Männchen doppelt so groß sind. Wenn der Maikäfermann guter Laune ist, breitet er seine Fühler auseinander, so daß sie wie kleine rotbraune Fächer aussehen.

Wenn der Maikäfer fliegen soll, braucht man ihm nur ein Lied vorzusingen: „Maikäfer flieg'!" Das hat er so oft

gehört, daß es ihm über ist, und er macht dann schnell, daß er fortkommt. Dann pumpt er sich voll Luft, breitet die Flügel aus, erst die oberen, hornigen, dann die unteren, häutigen, und summt ein schönes Lied, dessen Text hier nicht wiedergegeben werden kann, weil die Sprache der Maikäfer erst mangelhaft bekannt ist.

Die lebendigen Maikäfer haben vier bis fünf Beine, während die in Käfersammlungen befindlichen meist keine haben. Hin und wieder findet man dort einen, der eins hat, manche haben sogar zwei, es soll auch welche mit drei gegeben haben, doch ist diese Nachricht nicht genügend verbürgt.

Am Ende des Hinterleibes hat der Maikäfer eine Spitze, die weder zweckmäßig noch hübsch ist. Sie erinnert dadurch an die Kopfbedeckung des erwachsenen Kulturmenschen, den Zylinder, der zwar unzweckmäßig, dafür aber um so häßlicher ist. Alle Versuche, den Maikäfer zu bewegen, von dieser Mode abzugehen, sind bisher vergeblich gewesen.

Der Maikäfer hat nur ein kurzes Leben. Wenn er sein Ende herannahen fühlt, begibt er sich in die Nähe eines Spatzen, und spart so die Kosten der Beerdigung. Die Maikäferfrau legt, wohlgemerkt vorher, Eier in die Erde. Daraus kommen dann die Engerlinge, die drei Jahre gebrauchen, ehe sie sich verpuppen. Zu diesem Zwecke bauen sie sich in der Erde eine Höhle, ziehen ihr altes Kleid nebst den Beinen aus, und werden zu einer Puppe. Aus dieser kriecht im Herbst der Käfer. Das ist die einzige Dummheit, die man diesem besonnenen Tiere bisher hat nachweisen können.

Da es dann bald Winter wird, so muß der Maikäfer seinen Appetit auf frische Blätter noch etwas bezähmen. Kluge Männer, die gern einen Schnaps trinken wollen, graben am ersten Januar den Maikäfer aus, wickeln ihn in ein rotes Baumwollentaschentuch und bringen ihn zu der Zeitung, nachdem sie sich mit zwei einwandsfreien Zeugen umgeben haben, die bereit sind, zu beschwören, daß dieses der

erste Maikäfer des laufenden Jahres sei. Sie bekommen dann zwanzig Pfennige, die sie in Kornbranntwein sicher anlegen, und erhöhen also den Konsum zu Gunsten der Landwirtschaft bedeutend. So fördert auch der Maikäfer in dieser Weise das Nationalwohl.

Über das Seelenleben der Maikäfer ist noch sehr wenig bekannt. Wir wissen nur, daß er zählen kann; wie weit aber, ob bis drei oder noch weiter, das ist noch nicht erforscht.

Und darum hat es, solange diese naheliegende Frage noch nicht völlig gelöst ist, wenig Wert, sich mit entfernteren zu beschäftigen, wie viele Leute es tun, indem sie das bißchen freie Zeit, das ihnen das Essen, Trinken und Schlafen übrig läßt, damit vergeuden, daß sie über die Unsterblichkeit der Maikäfer nachdenken.

Aquariumsphilosophie.

Sind Sie nervös? Wenn ja, so schaffen Sie sich ein Aquarium an! Mögen Sie nun an fieberhaften Beunruhigungen, hysterischen Anwandlungen, neurasthenischen Anfällen, Gemütsdepressionen und so weiter leiden, schaffen Sie sich ein Aquarium an, Verehrtester; es gibt nichts Besseres für schlechte Nerven.

Sind Ihre Nerven gut? Dann schaffen Sie sich auch ein Aquarium an. Man kann ein totsicherer Schütze, preisgekrönter Athlet, gefeierter Hindernisreiter, weltberühmter Schwimmer, Bergfex von internationalem Ruf, Inhaber des Gordonn-Bennett-Preises und so weiter sein, es ist sehr fraglich, ob die Nerven drei Aquarien aushalten; es gibt keine bessere Probe für die Nerven, als ein Aquarium.

Lieben Sie leichte Zerstreuung, die den Geist nicht anstrengt? Gut, so kaufen Sie sich ein Aquarium! Es sieht hübsch aus, kostet wenig Arbeit, ist niemals so aufdringlich wie ein Kanarienvogel, kurz, es ist eine nette und angenehme Sache.

Lieben Sie anstrengenden geistigen Sport, tiefe Probleme und dunkle Spekulationen? Schön, so kaufen Sie sich ein Aquarium. Es ist eine Welt für sich, ein Mikrokosmos, rätselhaft und voll von seltsamen Erscheinungen, unberechenbar in seinen Vorgängen, reich an erschütternden Tragödien und grotesken Entsetzlichkeiten, an unerklärlichen Katastrophen und geheimnisvollen Revolutionen, kurz, ein furchtbares und schreckliches Ding.

Sind Sie Melancholiker? Das Aquarium wird Ihnen frohe Stunden bereiten und heitere Tage schaffen, wird Sie das vergessene Lachen wieder lehren.

Sind Sie Phlegmatiker? Es wird Ihnen Beine machen, wird Ihre Taillenweite verringern, Ihren trägen Puls beschleunigen.

Es ist ganz gleich, wie groß Ihr Aquarium ist. Die Verwaltung eines Gefäßes von der Größe eines Weißbierglases erfordert genau so viel Sorgfalt, wenn man die Sache nicht kennt, wie ein Becken, in dem Sie ein Sitzbad nehmen können; kennt man sich aber darin aus, so macht ein Aquarium, das zwölf Eimer Wasser schluckt, nicht mehr Mühe, als eins, das einen halben Liter faßt.

Als Besitzer eines Aquariums brauchen Sie kein Theater, keine Romane mehr: es bringt Ihnen Lustspiele und Possen, Schauspiele und Trauerspiele. Das Aquarium lehrt Sie, das Leben verstehen, macht Sie zum Weltweisen, zum Manne des Nil admirari.

* * *

Mein Aquarium ist klein, einen Fuß hoch, dreiviertel breit. Seinen Boden bedeckt Kies, darin wächst Wasserpest und Vallisneria, und auf dem Wasser schwimmt ein Teppich von Salvinien.

Es ist unglaublich, wieviel Philosophie diese drei Pflanzen schon in meinen Gehirnzellen zutage gefördert haben.

Sehen Sie sich einmal die Wasserpest an. Ein uninteressantes Kraut, nicht wahr? Es stammt aus Kanada. Ein Sammler brachte es in den Berliner Botanischen Garten. Der war ihm zu eng, und es verließ ihn, eroberte sich die Spree, die Netze, die Warthe, die Oder, die Weichsel, die Weser, den Rhein, die Donau.

Es wuchs, wuchs und wuchs. Verstopfte die Schleusen, hemmte die Schiffahrt. Alle Zeitungen schrieben darüber.

Auf einmal ging es zurück, und jetzt ist es ein ganz bescheidenes Wasserpflänzchen geworden, das überall vorkommt, vor dem aber niemand mehr Angst hat, für das kein Mensch mehr Ausnahmegesetze und Sondermaßregeln fordert.

Dann die Vallisneria. Sieht aus wie Gras. Ihre weiblichen Blüten sitzen auf langen, fadendünnen, zusammengerollten Stielen auf dem Grunde des Flusses. Sind sie reif, so rollt sich die Spirale auf. Langt es dann noch nicht, dann wächst der Stiel, bis die Blüte die Oberfläche des Wassers erreicht. Dann hört es auf zu wachsen. Die männliche Blüte sitzt auch an den Wurzeln der Pflanze auf dem Grunde des Wassers, hat aber keinen Stiel.

Wenn nun die weibliche Blüte plötzlich die Tendenz nach oben bekommt, was tut dann die männliche? Bildet an ihrer Basis eine Abschnürungsfurche, reißt sich los und folgt ohne Stil und Stengel der weiblichen nach, das übrige Wind und Wellen überlassend.

Ist die weibliche Blüte abgeblüht, so zieht sich ihr Stiel erneut spiralig zusammen, bis die Blüte wieder auf dem Grunde des Flusses sitzt. Und da bleibt sie sitzen, bis ihre Früchte reif sind. Deutlicher kann das Himmelstrebende der Liebe nicht symbolisiert sein und deutlicher auch nicht das Erdgebürtige.

Und nun die Salvinie: zwei, vier oder sechs erbsengroße zarte, grüne, langbehaarte Blättchen, schwach und hinfällig.

Ja, Kuchen! Ein Sturm, der Eichen zersplittert und Tannen umwirft, ist ihr ganz gleichgültig. Packt er sie, duckt er sie, will er sie ertränken, sie gibt nach und sinkt unter. Da sich in ihren Blatthaaren die Luft fängt, so kommt sie gleich darauf wieder ganz munter in die Höhe.

* * *

Anfangs war mein Aquarium ein Paradies. Damit die Algen die Glaswände nicht bedeckten, hatte ich ein Dutzend

Blasenschnecken als Fensterreiniger angestellt. Allerlei winzige Krebstiere entwickelten sich aus dem Grundschlamm.

Schließlich wurde es ein bißchen viel, und da ich mich scheute, sie zu töten, machte ich es wie die frommen Italiener der Renaissance, ich stellte Bravis an, grüne und braune Wasserpolypen. Die fingen mit ihren elektrisch geladenen Fangarmen die Zyklopse und Daphnien und aßen sie auf. Das bekam ihnen so gut, daß sie Knospen trieben. Diese Knospen schnürten sich ab, machten sich selbständig und räuberten auf eigene Faust. Zuletzt starben die Zwergkrebse aus, da ihre Vermehrung der der Polypen nicht standhielt, und diese ergaben sich nun einem durch die Blutsverwandschaft doppelt schauerlichen Kannibalismus.

Dann erhielt ich einen Stichling. Den erbitterten die greulichen Zustände derartig, daß er sämtliche Polypen verschlang. Dann belauerte er die Blasenschnecken, riß ihnen die Köpfe ab und verzehrte diese. Das machte die Schnecken so verdutzt, daß sie das Atmen vergaßen und starben.

Dann bekam ich einen Steinbarsch geschenkt. Der war zweimal so lang und sechsmal so dick wie der Stichling. Als er in das Lokal kam, blieb der Stichling in seiner Ecke, ohne den Barsch zu begrüßen. Der Barsch war entrüstet. Er schwamm auf den Stichling zu und fixierte ihn scharf. Der Stichling sah ihn fest, aber ruhig an. Der Barsch machte das Maul halb auf. Der Stichling sah fest, aber ruhig hinein. Der Barsch machte das Maul ganz auf. Der Stichling schwamm interessiert näher. Der Barsch machte einen Stoß, und der Stichling richtete seine Stacheln hoch. Der Barsch verschluckte den Stichling bis auf die Schwanzflosse. Diese wedelte ruhig und besonnen. Der Barsch machte das Maul weit auf, spie den Stichling heraus und verzog sich in die äußerste Ecke, von heftigen Gaumenschmerzen geplagt und mit Achtung erfüllt. Der Stichling aber grinste und klappte seine Stacheln wieder zurück.

Das geschah damals, als Rußland Japan zur Defensivoffensive zwang. Wenn am Biertisch die Männer den kleinen Jap bedauerten und eifrig die Depeschen lasen, dann dachte ich an den Stichling und den Barsch und daran, daß Verschlucken und Verdauen zwei Dinge sind, die nicht immer in einem festen Zusammenhange stehen.

Im Mai leistete sich der Stichling eine rote Weste. Ich dachte: es ist nicht gut, daß der Stichling allein sei, und verschaffte ihm passende Damenbekanntschaft. Sofort fing er an, ein Nest zu bauen und übernahm alle häuslichen Pflichten. Er hütete die Eier, entfernte faule, ließ das Wasser über ihnen sich bewegen, und als die Jungen erschienen, schützte er sie vor dem anderen Stichlingsherrn, den ich hineintat, und vor der eigenen Mutter, die plötzlich demeterähnliche Gelüste zeigte.

Was also die modernen Frauen verlangen, die Stichlinge haben es längst, die Verteilung der Mutterpflichten auf beide Teile des Ehepaares.

Später setzte ich einen Hecht in das Aquarium. Drei Tage später hatten die Stichlinge den Räuber um die Ecke gebracht. Genau so machten sie es mit einem gemütlichen Spiegelkarpfen, einem friedlichen Schlei, einer gutmütigen Karausche und einer harmlosen Ellritze. Einen schuppenlosen Aal und einen nackten Schlammpeitzger ließen sie in Ruhe.

Warum wohl? Diese schleimigen Fische kriechen auf dem Boden herum, sind den Stichlingen nicht standesgemäß. Tritt einen studierten Mann einer seinesgleichen auf die Zeh, dann kracht es; beschimpft ihn ein Prolet, so tut das seiner Ehre nichts.

Ich glaube, unsere Begriffe von Standesehre sind dem Stichlingsstaat entnommen.

* * *

Es gibt Soziologen, die da behaupten, der Eigentumsbegriff sei von den Menschen erfunden. Irrtum! Setzen Sie

zwei Stichlinge in ein Glas, und fünf Minuten nachher ist der juristische Begriff des Privateigentums praktisch in Erscheinung getreten. Kommt ein dritter hinzu, gibt es erst Beißerei, aber schließlich hat auch er seine Ecke.

Ich hatte einmal acht Stück zusammen. Jeder hatte seine Ecke, die er eifersüchtig hütete. Warum, das ist mir unklar: das Wasser war überall gleich naß und gleich warm, und Futter gab es überall in gleicher Menge; es muß also allein in dem Gefühl des Besitzes etwas Erhebendes liegen. Sonst würden Bauern oft nicht lange Prozesse um einen Zaunpfahl führen.

Auch Standesunterschiede gibt es bei den Fischen, wenigstens bei den Bartwelsen. Ich hatte zwei. Der eine fraß Regenwürmer und wurde immer dicker, der andere fraß keine und blieb so groß wie er war. Schließlich gab ich den einen fort, da seine Größe einen Hohn auf den Durchmesser des Aquariums bedeutete. Ich habe nie gemerkt, daß der große den kleinen am Fressen hinderte. Es muß also lediglich Respekt gewesen sein, der den kleinen veranlaßte, dem großen die besten Schüsseln zu lassen. Oder wissen Sie eine bessere Erklärung?

Nervosität ist ebenfalls kein spezielles Vorrecht des Menschen. Ich habe da einen Steinbeißer, einen richtigen Stumpfbold. Acht Tage liegt er in dem Sande eingebohrt bis auf die Nase. Auf einmal schießt er heraus, fährt hin und her, macht Luftsprünge, wühlt den Schlamm auf, kurz und gut, zeigt alle Anzeichen von schwerer Nervenstörung.

Es tut mir leid, aber was soll ich machen? Beruhigende Medikamente, wie Brom und Baldrian, lehnte er höflich, aber bestimmt ab. Der hypnotischen Behandlung entzieht er sich durch Einbohren in den Sand, und gegen Massage hegt er eine tiefe Abneigung. Auch eine Wasserveränderung half nichts. Ein hoffnungsloser Fall!

* * *

Diese wenigen Beispiele werden genügen, zu beweisen, daß ein Aquarium sehr viel Lehrreiches bietet und imstande ist, uns die tiefsten Einblicke in Politik, Volkswirtschaft und Seelenleben tun zu lassen.

Wenn ich einen Menschen sehe, der zeigt, daß er von dem Wesen und dem Zusammenhange der Dinge eine bedeutende Ahnung hat, so weiß ich sofort, daß er ein Aquarium hat.

Damit will ich nun nicht sagen, daß ich, weil ich eins habe . . .

Nein, so unbescheiden bin ich nicht.

Ein Schreckenstag.

Freude herrschte in Müllers Hallen, als am Sonntag-Morgen die Sonne aus einem beinahe mehr als himmelblauen Himmel herabschien.

Der Jubel der Kinder war unbeschreiblich. Den letzten Sonntag war der geplante Ausflug verregnet; dieses Mal aber wurde etwas damit. Frau Müller säbelte im Schweiße ihres Angesichts Butterbröte; ein ganzes Fünfgroschenbrot ging dabei darauf. Herr Müller füllte zwei Zigarrentaschen und mehrere Feldflaschen, letztere mit starken und schwachen Getränken; die Kinder holten Botanisiertrommeln, Schmetterlingsnetze und allerlei Pillenschachteln herbei, denn sie gedachten seltene Beute zu machen.

Die Familie Müller hat viel Sinn für die Natur, was sie dadurch beweist, daß sie vier ganz große Goldfische in einem ganz kleinen Glase hielt, so daß die unglücklichen Tiere sich allmählich alle Schuppen aneinander abgerieben und sich Maulatmung angewöhnt haben; ferner besitzt man einen Kanarienvogel, der zwar nicht singt, aber dafür ab und zu ein taubes Ei zur Welt bringt. Früher hatte man auch weiße Mäuse gezüchtet; aber als sie einmal ausbrachen und Zweigniederlassungen in den anderen Stockwerken gründeten, hatte der Hauswirt, ein Mann ohne jedes Verständnis für zoologische Bestrebungen, mit der Kündigung gedroht, falls die weiße Mäusezucht fortgesetzt würde.

So begnügt man sich mit den vier Goldfischen, der kanarischen Legehenne und dem Getier, das man bei Ausflügen

erwischte, füttert heute eine junge Singdrossel mit eingewässertem Schwarzbrot ins Jenseits, setzt morgen einen Wasserfrosch in das Goldfischglas und wundert sich Stein und Bein, als er am anderen Morgen ertrunken war, und erfreut sich übermorgen an dem Gezappel einer Eidechse, die Hans in der Schule gegen einen Haufen Briefmarken als junges Nilkrokodil eingetauscht hatte, und war maßlos erschüttert, als sie übermorgen als Wasserleiche auf dem Grunde der Glaskrause lag und trotz aller Wiederbelebungsversuche nicht mehr auferstand.

Trotz aller dieser Mißerfolge blieb man aber unentwegt der zoologischen Liebhaberei treu, und so konnte man es kaum erwarten, daß der Zug hielt, und warf sich sofort an den grünen Busen der Natur. Kaum war man im Walde angelangt, so hielt Vater Müller den Zeigefinger hoch und rief: „Horcht! Die Nachtigall!“ Ehrfurchtsvoll sahen alle nach dem Baume, auf dem eine Schwarzdrossel sich mit Singen beschäftigte. Fritz meinte zwar, der Lehrer habe die Meinung geäußert, die Nachtigallen sängen bloß nachts, der Vater aber wußte es besser, und so war diese Amsel eine Nachtigall und blieb es.

„Seht, Kinder,“ sprach er dann und zeigte auf einen Baum, „das ist eine Erle.“ Es war aber eine Lärche, und deswegen setzte die Mutter, um zu zeigen, daß ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse ebenfalls bedeutend seien, hinzu: „Aber nicht der Vogel, wo so schön singt.“ Hans sah sie dumm an und meinte dann: „Denn meinst du wohl 'ne Lerche?“

Seine Erzeuger hüllten sich teils in Schweigen, teils in Schamröte; der Vater steckte sich eine Zigarre an, die Mutter machte einige unwirsche Bemerkungen über die Mücken und trat dann mit viel überflüssigem Kraftaufwand einen prachtvollen Raubkäfer tot, der gerade einer Raupe den Garaus machte. „Denn das sind alles schädliche Tiere,“ erklärte sie, als das herrliche Geschöpf unter ihrer Sohle zerkrachte.

Ein gellendes Geschrei erweckte ihre Kluckeninstinkte. Sie stürzte dahin, wo Hans und Fritz und Grete und Hete standen und mit starren Augen alle nach demselben Fleck stierten. Da kroch eine lange, schwarze, weißgestreifte, splitterfasernackte Schnecke harmlos über den Weg. Hans hatte gerufen: „O, fein, eine Blindschleiche!“ Als er aber danach greifen wollte, rissen ihn Hete und Grete unter gellendem Gezeter zurück und schrien: „Bloß nicht! Es ist eine Kreuzotter, die kann springen und saugt dir das Blut aus, und wo sie sticht, gibt es sieben Löcher. Vier Stacheln hat sie schon heraus!“

Hans behauptete zwar steif und fest, es wäre eine Blindschleiche, es könnte auch eine Ringelnatter sein. Der Vater aber sagte: „Schlange ist Schlange“ und führte einen furchtbaren Hieb nach dem Tiere, traf es aber nicht, sondern nur die Erde, auf der es kroch, so daß es der Mutter gegen den Rock flog, worauf die so schrecklich schrie, als ginge es ihr an das Leben.

Im großen Bogen gingen nun alle sechs um die Schnecke, die sich vor Angst perspektivisch verkürzt hatte, herum, froh, noch einmal mit dem Leben davon gekommen zu sein, und da ihnen der Schreck noch sehr in den Gliedern lag, so gingen sie leise und verhielten sich still. So kamen sie an eine Lichtung, auf der ein Rehbock stand, sie einen Augenblick anäugte und dann laut schreckend in der Dichtung verschwand. Mutter Müller wurde erst weiß, dann rot, dann blau und jappte: „Was habe ich mich verschrocken! Kommt der Hirsch auch nicht wieder?“ Ihr Ältester meinte zwar: „Das war ein Reh!“ aber er wurde ausgelacht: „So? haben Rehe Hörner?“ hieß es. „Hörner haben sie bloß, wenn sie groß sind und Hirsche geworden sind, und dann hat er ja auch gebrüllt, und das tun bloß die Alten. Der Lehrer hat uns das erst gestern, als wir Natur hatten, erzählt.“

Man sah sich nun vor, „denn Hirsche sind unter Umständen gefährlich," meinte der Vater und trug fortan seinen Stock so, wie ein Massai den Speer. Und das war auch gut, denn als man so dahinschlich, furchtsam nach allen Seiten spähend, quiekte Hete plötzlich schrecklich auf, schlotterte und schnatterte, mit dem Zeigefinger auf den Weg deutend: „Schon wieder 'ne Schlange!" Es war eine Blindschleiche, die sich sonnte. Nun war guter Rat teuer. Rechts und links war dichtes Unterholz, in dem wer weiß welche Ungeheuer wohnten, und zurück wollte man nicht gehen. Da sprang Hans als Ritter Georg vor. Mit einem Schlage seines Stockes zerschmetterte er dem Tiere den Rücken, und er hielt erst ein, bis nur noch Fetzen davon übrig waren. Aber das zuckende Schwänzchen übte noch einen so dämonischen Einfluß auf die Gemüter aus, daß der Vater jedem einen Kognak spendieren mußte, was ihm die Stimmung ersichtlich verdarb.

Kaum war man eine Viertelstunde weiter gegangen, so schreckte im Gebüsch wieder ein Reh. Nun schlotterten alle Mitglieder der Familie Müller, und als dazu noch ein Häher in dem Gebüsch über das Gequieke der Mädchen sich lustig machte und zudem eine prachtvolle, schwarz und gelb gefärbte Hummel um Mama Müllers Blumenhut herumsummte, sträubte sich bei allen das Haar, und jeder versah sich schleunigst mit einer Gänsehaut.

„Nein," seufzte Frau Müller und atmete beschwerlich, „Vater, das sage ich dir aber: keine zehn Pferde kriegen mich wieder in diese lebensgefährliche Gegend!" Vorwurfsvoll sah sie ihren Gatten an. „Hu!" schrie sie dann wieder auf, denn hinten im Walde ließ der Schwarzspecht seine silberne Glocke erklingen und darauf sein klirrendes Gelächter erschallen. „Was ist denn das wieder für ein Ungetüm?" jammerte die gute Frau, „Kinder und Leute, ich will Gott danken, wenn wir hier erst gesund heraus sind! Aber das sage ich Euch: einmal und nicht wieder! Ich habe von heute

mehr als genug, und es soll mich nicht wundern, wenn es nicht noch schlimmer kommt. Am Ende gibt es hier noch Wölfe!"

Sie erholte sich erst, als sie in der Wirtschaft vier Tassen Kaffee und zwei Meter Butterkuchen vertilgt hatte; die fünfte Tasse wurde ihr aber etwas vergällt, denn gerade als sie Milch dazu tun wollte, plumpste ein Hirschkäfer hinein. „O Gott, ein Krebs, wie scheußlich!" schrie sie und sah entrüstet den Wirt an, als der ihr sagte, es sei nur ein Hirschkäfer. „O fein!" rief Hans und packte den Käfer, schrie aber wie besessen auf, schlenkerte den Käfer von sich und steckte den Zeigefinger in den Mund, denn der Schröter hatte ihn ziemlich derbe gekniffen. Frau Müller bekam Magendrücken vor Schreck. „Wenn das bloß keine Blutvergiftung gibt," stöhnte sie und warf dem Wirt einen furchtbaren Blick zu, stellte ihre Augen aber sofort wieder auf Todesangst und bleiche Furcht ein, denn der Hirschkäfer erhob seine Schwingen und schnurrte mit Getöse dicht an ihrer Nase vorbei. „Das ist ja schrecklich hier," meinte sie und saß fortan da, als erwarte sie jeden Augenblick einen Löwen oder eine Riesenschlange.

Allmählich bekam sie aber ihre gute Laune wieder; denn zwei junge Herren, die ihr als heiratsfähig bekannt waren, hatten sich an den Tisch herangeschlängelt und widmeten sich ihr und den Töchtern in verheißungsvollster Weise. Auf einmal schrie Hete schrill auf: „Eine Maus, eine Maus!" und sprang mit so hoch gerafften Röcken auf die Bank, daß die beiden Jünglinge ganz verklärte Augen machten, weil Grete, teils der Maus, teils der Heiratskandidaten wegen, auch ein paar tadellose und wohlgefüllte Strümpfe in Augenschein brachte. Aber als die Mutter ihnen nachfolgte, zeigte es sich, daß, wenn zwei oder in diesem Falle drei, dasselbe tun, es nicht dasselbe ist, denn die zärtliche Rührung in den Augen der beiden Anbeter wich erst starrem Erstaunen und dann heimlicher Heiterkeit, die nicht ohne eine Beimischung von

Entsetzen war, denn Mama Müllers Waden erinnerten etwas zu sehr an die einer Jahrmarktsriesendame.

Zum Glück fing es an zu regnen, und so flüchtete alles in das Haus. Es dämmerte schon als der Regen aufhörte und man sich auf den Rückmarsch machte. Der war nicht ohne Gefahren. Überall krochen die furchtbaren Tiere, die man für Kreuzottern hielt. Die beiden Heiratskandidaten erklärten zwar, es seien Schnecken; aber da Schnecken, wenigstens anständige Schnecken, nach der Meinung der Familie Müller Häuser haben, so wurde man die Angst nicht los, und bei jedem Frosch, der über den Weg hüpfte, gab es ein beträchtliches Gequieke und Gejammer. Ganz elend aber wurde Frau Müller, als ein Salamander über den Fußpfad watschelte. „Schwarz und gelb!" stöhnte sie; „wenn das nicht giftig ist, dann weiß ich es nicht!"

Auch die Fledermäuse erfüllten ihr Herz mit Grausen, und sie ruhte nicht eher, bis sich ihre Töchter die Röcke über den Kopf schlugen, was diese in Anbetracht der sonntagsgemäßen Tadellosigkeit ihrer Unterkleider mehr als gern taten. „Die Tiere fliegen einem ins Haar und man kriegt sie so leicht nicht wieder heraus," erklärte die Mutter und die beiden jungen Herren pflichteten ihr bei, obschon sie mit Rücksicht auf die vier niedlichen Waden geneigt waren, die Fledermäuse für äußerst nützliche und nette Tiere zu halten. Aber als dann der Waldkauz zu rufen begann, Frau Müller den Arm ihres Mannes und Hete und Grete die ihrer Anbeter umklammerten, fanden sie, daß auch Eulen zu den entschieden schätzenswerten Tieren gehörten.

Frau Müller lebte nur noch halb, als sie auf der Haltestelle anlangte, und wenn der Tag auch die angenehme Folge hatte, daß Hete und Grete Bräute und Frauen wurden, ihrer Mutter blieb er doch immer in der Erinnerung als ein Schreckenstag sondergleichen, und von der Natur hatte sie für immer genug.

Der Aronstab.

Meine Augen geben sich ein Freudenfest, ein Fest in Grün und Gold und Silber.

Golden fällt die Sonne durch die grünen Wipfel auf die silbernen Stämme, betont hier einen Farrn, hebt dort eine Blüte hervor, zieht da eine Grasrispe aus der Verborgenheit.

Ich war neulich fertig mit der Menschheit gewesen, restlos fertig. Ich hatte Karl Moor in mir zitiert: „Menschen, Menschen, heuchlerische Krokodilenbrut!" Zumal das weibliche Geschlecht. Ich zitierte König Lear, Nietzsche, den Apostel Paulus, Schopenhauer, Strindberg, und verwandte Geister.

Aber irgend etwas muß der Mensch für das Herz haben, soll es nicht verknorpeln. Doch woher nehmen und nicht stehlen? So hängte ich mein Herz an die Tiere des Waldes. Es wurde ein böser Hereinfall. Überall Falschheit und Niedertracht. Sehr bald hatte ich genug davon.

So blieben mir nur noch die Blumen, die Bäume und Sträucher. Ich trat ihnen näher, schloß Freundschaft mit allen, den zarten und starken, den schlichten und stolzen, und es dauerte nicht lange, da wurde mein welkes Herz glatt und prall und meine Augen blitzten, wie einst im Mai.

Es fallen viele Sonnenstrahlen durch die Wipfel auf den Waldboden, aber dieser eine hier bei mir ist ganz besonders schön. Drei goldene Spinnennetze sind in ihm, und da, wo er im silbernen Efeuteppiche sein Ende findet, erhebt sich ein wunderbar schöner Straußfarrn, und vor ihm ist etwas ganz

Herrliches, etwas Heißes, Glühendes, Rotes, die Fruchttraube des Aronstabes.

Das ist eins der seltsamsten Kräuter des Waldes. Wenn sein strotzendes, protzendes Blattwerk im Vorfrühling aus der festen Erde schießt, dann ducken sich die Windröschen und Leberblümchen schleunigst und selbst der stolze Lärchensporn macht ihm seinen Diener. Ist aber erst die Blüte da, diese einzigartige Blüte, lächerlich aufgeblasen und doch voller Würde und Bestimmtheit im Auftreten, dann macht sogar die goldene Waldnessel sich ganz klein.

Ich muß lachen, wenn ich an die Blüte des Aronstabes denke, und an ihre Listigkeit. Oben ist sie weit und breit, und dann verengt sie sich zu einem Trichter, in dessen Halse, wie die Stacheln in einer Mausefalle, steife Borsten stehen, nach innen und unten geneigt. Tief im Grunde der Blüte ist eine gemütliche Kneipecke, und darin wird ein Stoff verschänkt, nach dem sich alles Mögliche kleine Krabbelzeug die Rüsselchen leckt.

Sobald nun der Aronstab sein dunkelpurpurnes Pistill heraussteckt und den Ausschank eröffnet, kommen die Gäste von allen Seiten heran, drängen sich in den Schankkeller und Kneipen, bis sie das Bedürfnis nach frischer Luft haben, und so stolpern sie die Kellertreppe hinauf. Dann aber gibt es einen Mordskrach, denn die Borsten versperren den Ausgang. Nun wird getobt und geflucht und hin- und hergetaumelt, und das will der Wirt gerade, denn durch das unziemliche Benehmen der sternhagelvollen Gäste wird die Befruchtung der Blüte herbeigeführt und sobald das geschehen ist, fallen die Borsten herab, der Weg ist frei und die Gäste können ihre dicken Köpfe auslüften.

Eine Wolke stellt sich vor die Sonne; im Walde sieht es kalt und trübe aus. Böse blicken mich des Aronstabes Früchte an. Sie sind giftig. Und der Aronstab ist ein Schwindler. Erst tut er so, als gäbe es Freibier bei ihm, und dann läßt er

sich mit Zwangsarbeit bezahlen. Das ist eine Gemeinheit, die nach dem Staatsanwalt schreit. Ich will nichts mehr von dem Aronstabe wissen, aber auch garnichts mehr. Er macht sich der qualifizierten Nötigung in idealer Konkurrenz mit widerrechtlicher Freiheitsberaubung schuldig. Hinaus mit dir aus meinem Herzen, du übler Patron! Ich reiße dich samt Knolle und Wurzelfasern aus, schleudere dich auf den Müllplatz meiner Erinnerung und suche mir anständigeren Verkehr.

Ich glaube, mit dem Kuhwachtelweizen läßt es sich umgehen. Er sieht so ehrlich aus mit seinen honiggelben Blüten und den himmelblauen Deckblättern darüber, die er sich der prachtvollen Komplementärwirkung halber zugelegt hat. Das heißt, wer so mit Ehrlichkeit protzt, dem soll man doch nicht zu sehr trauen. Denn weshalb hat er die Schopfblätter, die von rechtswegen doch grün sein sollen, so blau gefärbt? Doch nur deshalb, um solche Bienen damit anzulocken, die an blauen Blüten fliegen. Also arbeitet er mit Schwindelplakaten. Vorspiegelung falscher Tatsachen zu betrügerischen Zwecken. Paragraph so und so des B.-G.-B. Ich danke für die Bekanntschaft! Auch von der Osterluzei hier an der Kirchhofsmauer will ich nichts wissen, denn ihre gelben Blüten handeln genau so gemein, wie die des Aronstabes. Und ebenso macht es der Pfeifenstrauch da an der Laube. Ich fange an Pflanzenhaß und Reue in mir zu erwecken.

Aber Ausnahmen gibt es überall und wenn es auch Unsinn ist, sagt man, sie bestätigen die Regel, man nimmt sie hin, wie den Schatten des Lichtes. So schlendere ich denn fröhlich am Raine entlang, dem nächsten Wäldchen zu, freue mich am rosenroten Ohrenheil und am silberweißen Augentrost und an den lustigen Blüten des Klappertopfes, die so aufgeblasene Backen haben. Doch da fällt mir ein, alle drei sind Schmarotzerexistenzen, nicht ganz schlimme, aber immerhin doch solche, die das Wachstum ihrer Wirtspflanzen beeinträchtigen. Die Nesselseide freilich, die dort mit wirrem, rosenrotem Ge-

ranke die Brennesseln umgarnt, ist ein ganz gefährlicher Wucherer. Erst bittet sie bescheiden um ein Plätzchen zu Füßen der Nessel, keimt wie jede anständige Pflanze im Boden, und sobald sie das getan hat, kriecht sie an der Nessel empor, haftet sich mit vielen tausend Saugnäpfen an, gibt ihren Zusammenhang mit dem Erdboden auf und lebt ganz von der fleißigen, wenn auch ungemütlichen Nessel, die sich wundert, daß ihre Brennhaare in diesem Falle völlig versagen.

Pfui Teufel, wie gemein geht es doch auf der Welt her! Ich glaube, selbst oben am blauen Himmel herrscht Mord und Totschlag, Lüge und Betrug zwischen den Fixsternen und Planeten. Nach der Mistel hier im Apfelbaum sehe ich garnicht recht hin; ich kenne sie und ihre Gaunerei. Und auch der rötliche Sommerwurz dort ekelt mich, denn ich weiß, welch ein stinkfauler Bursche das ist. Was die fleißige Luzerne mit vieler Mühe dem Boden abringt, das bettelt sie ihm zu drei Viertel ab. Aber dafür fehlt ihr auch das grüne Ehrenkleid, ebenso, wie der blassen Fichtenspargel da am Waldrande und der Schuppenwurz, der im Frühling dort unten in der Quellschlucht ihre gespenstigen Triebe aus dem Fallaube reckt.

Das ist erst die richtige! Nicht nur, daß sie die Haselsträucherwurzeln zwingt, sie zu füttern, bis sie beinahe platzt, lockt sie mit irgend einer Tunke auch noch allerlei harmloses Getier in die Schuppen ihrer ekelhaften Wurzeln und frißt sie dann einfach auf. Das ist glatter Mord. Und ein Mörder ist auch das Fettkraut da auf der Wiese, und wenn es auch noch so harmlos aussehende Veilchenblüten als Beweis seiner Vertrauenswürdigkeit heraushängt. Das Tierchen, das auf den Gummiarabicum-Blättern kleben bleibt, die so aussehen, als gäbe es da etwas ganz besonders Süßes und Saftiges, wird bis auf die harten Teile bei lebendigem Leibe verdaut. Also Hinterlist und Grausamkeit in einer Person. Ich werfe dem klebrigen Kraute

einen kalten Blick zu und gehe weiter. Aber da stehen Pechnelken, an deren Leimringen halbtote Ameisen zappeln, und hier murkst das Gaisblatt eine junge Buche ab, und dort schwindelt der Efeu den anderen Sträuchern vor, wenn er nicht die Eiche hielte, so stände sie nicht so stolz da. Es ist einfach nicht zum Ansehen, diese Wirtschaft hier!

Darum pilgere ich dem Moore zu; da wird doch ein anständigerer Geschäftsbetrieb herrschen. Ja Kuchen! Hier das weiche, schleimige, schwache Torfmoos erstickt und ersäuft die Kiefern und die Birken, der Sonnenlau meuchelt mit seinen klebrigen Blättern, was in der Luft schwirrt und flirrt, und der Wasserschlauch lockt allerlei kleines Getier in seine unheimlichen Reusen und füttert sich damit dick und fett. Und dabei hat der Sonnenlau so süße Silberblüten und die goldenen Wasserschlauchblumen sind von entzückender Offenherzigkeit. Der Teufel hole euch alle miteinander! Ich werde fortan nur mit den ganz Kleinen und den ganz Großen von euch verkehren.

Ich grüße euch mit dem Hute in der Hand, ihr stolzen, hochschäftigen Buchen dort oben, und dich, knorrige Eiche, deren Äste die Sprache der Runen raunen, dich auch, schlanke Birke mit dem seidenumsponnenen Stamme, und dich, Ahorn, du seltsam gelaunter Baum! Bei euch ist Kraft, Selbständigkeit und Ehrlichkeit. Ein verlegnes Rauschen geht durch die Wipfel, die in der Abendsonne erröten. Und? Stimmt es auch hier nicht? Habt auch ihr ein schlechtes Gewissen? Ach ja, ich vergaß es ganz, daß ihr hilflos und verlassen wäret, hungrig und mager, und krumm und klein, wäre das Pilzgeflecht nicht da, das farblose, unsichtbare, weiche und wässrige, das dem verrottenden Laube die Nährstoffe entzieht und euch übermittelt, und allerlei Spaltpilze und Amöben. Ich werde euch immer lieben, aber mit meiner Hochachtung ist es vorbei, und fortan grüße ich euch nicht mehr mit dem Hute in der Hand, sondern nicke euch mit spöttischem Lächeln zu.

Und die gelben und grünlichen und grauen Flechten an euren Stämmen sind überhaupt keine selbständigen Pflanzenpersönlichkeiten, sondern nur juristische Personen, Vereinigungen von Algen und Pilzen, und wenn die Farrne zu euren Füßen, diese Moralprotzen, ihre Sporenhäufchen stolz als Beispiele anständiger, geschlechtloser Vermehrung verweisen, ich weiß, was sie trieben, als sie noch jung waren und in aller Heimlichkeit, im Mulme, der wilden Liebe huldigten, und daß der Pilz da ein ganz unzuverlässiger Vertreter ist, von dem man nicht weiß, gehört er zu den Pflanzen oder zu den Tieren, das ist mir wohl bewußt.

Ich sitze auf einem Steine und lege Bein zu Beine, wie Walter von der Vogelweide, halte den rechten Zeigefinger an die Nase, denke: „Hm!“ und starre nach demselben Aronstab von vorhin. Mit den Menschen bin ich fertig, vor den Tieren graut es mir, und nun ist mir auch der Glaube an die Flora abhanden gekommen.

Das kommt davon, wenn man klüger als andere Leute sein will, klüger als zum Beispiel das Fräulein dort, das in der Wiese Blumen bricht, als die Kinder, die dort Himbeeren pflücken, als der Bauer, der mit der Sense auf der Schulter hinter mir her geht.

Alle Philosophie ist dummes Zeug; am meisten die Naturphilosophie.

Komm her; wollen uns wieder vertragen, oller Aronstab!

Der Vogel Wupp.

Es war am Vormittag des ersten Augustes, als wenn mir so wäre, als vermißte ich etwas.

Mir war so zu Mute, wie dem Müller, der des Hochwassers wegen seine Mühle liegen lassen muß, und der nun nicht einschlafen kann, weil er das gewohnte Rauschen und Klappern nicht mehr hört.

Ich fühlte, daß irgend ein Ton, ein Geräusch, ein Lärm in meiner Umgebung nicht mehr vorhanden war, konnte aber nicht dahinter kommen, um was es sich handelte. Die Wanduhr auf dem Vorplatze stand nicht still; die Straßenbahn polterte wie immer; die Autos hatten sich nicht vermindert; auf dem Neubau nebenan wurde weiter gezimmert; im gegenüberliegenden Hause quietschte auf der Veranda des Erdgeschosses der Säugling nach wie vor; im ersten Stocke wurde wie immer „das Gebet der Jungfrau" gespielt; in der zweiten Etage rief der Amazonenpapagei unermüdlich sein „Mämä, Mämä, Päpä, Päpä" und auf dem Dache knarrte die Wetterfahne unverdrossen fort.

Ich wollte weiter arbeiten, konnte es aber nicht. Ich las, aber bloß mit den Augen, verstand jedoch nichts davon. Ärgerlich klappte ich die alte Chronik zu und wollte schreiben, aber auch damit wollte es nichts werden. Immer und immer mußte ich denken: „Was ist das bloß für ein Geräusch, das ich nicht höre?" Verdrießlich steckte ich mir eine Zigarre an und sah dem Rauche nach, der sich aus der Luftklappe herausschlängelte, bis er da verschwand, wo die achtzehn Telephon-

drähte den blauen Himmel überschnitten. Und dann mußte ich lachen, daß ich nicht daran gedacht hatte, daß es der erste August war, denn da oben am blauen Himmel war das nicht da, was ich dort gewöhnt war: der Vogel Wupp war fort. Den Tag vorher war er noch dagewesen.

Wer nun das Konversationslexikon aufschlägt und den Vogel Wupp sucht, der findet ihn nicht; er findet ihn auch nicht im Friedrich oder im neuen Naumann oder in irgend einem anderen Vogelbuche. Denn den Namen habe ich dem Vogel angehängt. Die Vogelforscher nennen ihn Cypselus apus oder Apus apus und im Deutschen heißt er Turmschwalbe oder Mauersegler. Ich aber nenne ihn den Vogel Wupp. Denn wupp ist er da, und wupp ist er fort. Eben ist er oben über dem Kirchturm, gleich darauf wer weiß wo. Sein ganzes Leben steht unter dem Wahlspruche: Wupp. Wupp Himmel, wupp Erde. Wupp hier, wupp da. Wupp Afrika, wupp Deutschland, oder umgekehrt; aber immer wupp und nichts als wupp. Er ist ein ganz moderner Vogel; er hat nie Zeit. Nicht fünf Minuten kann er ruhig sitzen. Von rechtswegen müßte er aus Amerika stammen, aus New-York oder Schikago, wo das Leben des Menschen auch im Tempo Wupp geht.

Aber aus Amerika stammt er nicht. Woher er stammt, weiß man nicht. Er sieht überhaupt nicht so aus, als ob er irgend woher stammen könnte, als ob er irgendwo sein Nest haben könnte, in dem er ausgebrütet ist. Er hat so etwas geographisch Unbestimmtes, gänzlich Unnationales an sich, wie ein Automobil oder ein Commis voyagör. Er wirkt überhaupt mehr als ein Industrieerzeugnis, wie ein unter dem Dampfhammer und der Fraismaschine entstandener Gegenstand. Er sieht so aus, als wäre er mit den Lenkballons und Aeroplanen verwandt oder sei eine Kreuzung von Motorrad und Rauchschwalbe. Vielleicht ist er überhaupt kein Vogel, trotzdem daß er Federn hat. Eine Bürste hat Haare und ist

doch kein Säugetier, ein Torpedo hat Flossen, ist aber kein Fisch. Und so ist der Mauersegler wohl auch kein richtiger Vogel.

Schon die Farbe ist verdächtig. Oder vielmehr, eine Farbe kann man das nicht nennen, denn er sieht so schwarz aus, mit einem matten Schimmer, wie eine Browningpistole. Mit der hat er überhaupt viel Ähnlichkeit. Irgend welcher Schmuck, irgend welches Zierrat geht ihm ebenso ab, wie ihr. Er ist ganz auf Zweck gearbeitet unter Beachtung der größtmöglichsten Stoffersparung. Ein Vogel hat bekanntlich einen Schnabel; er aber nicht. Er hat über und unter seinem großmächtigen Rachen zwischen zwei Reihen drahtähnlicher Fangborsten je ein Häkchen aus Horn, doch ein Schnabel ist das nicht. Und Füße hat er auch nicht, sondern bloß ein Paar eigenartige Haftapparate, häßlich, aber praktisch, und augenscheinlich sein Patent. Was soll er auch mit Füßen? Er läuft ja nicht, er hüpft ja nicht, er sitzt ja nicht; dazu hat er keine Zeit.

„Time is money!" schreit er den ganzen Tag. Tatsache! Er sagt es auf seine Weise, etwas hastig, und darum versteht man es nicht so leicht, aber er sagt es bestimmt. Denn er singt auch nicht und zwitschert auch nicht, wie die Schwalben, obgleich er bei oberflächlicher Betrachtung wie eine Schwalbe aussieht, aber wie eine, die im Konverter des Eisenwalzwerkes vom Sauerstoffgebläse ausgebrütet ist und mit Eisenfeilspänen geätzt wurde. Eine Schwalbe sitzt einmal auf der Erde oder auf einem Telegraphendrahte, putzt sich ihr Gefieder und singt und zwitschert, und dann fliegt sie hin und her und fängt Mücken. Alles das tut er nicht. In seinem Magen finden sich ab und zu die kleinen stahlfarbigen Rapskäfer; aber die wird er wohl nur aus Versehen aufgenommen haben, denn wahrscheinlich lebt er von Ruß, Kohlenstäubchen und ähnlichen Dingen, die über der Großstadt schweben. Das Gegenteil ist wenigstens noch nicht erwiesen.

Eine richtige Schwalbe baut ein Nest, ein wirklicher Vogel hat ein Herz; er baut kein Nest, er hat kein Herz. Er fliegt zwar ab und zu unter die Dachrinne und dann kreischt es da, als wenn junge Kreissägen am Quieken sind, aber ein Nest hat er da nicht. Ein Nest ist da, aber es ist ein Spatzennest, und drei Eier und zwei nackte Junge sind wohl darin, aber es sind Spatzeneier und Spatzenjungen und die Eier sind kalt und die jungen Vögel sind tot, denn sie sind mit Syndetikon überklebt oder mit Dextrin oder einem anderen üblen Klebstoffe, den der Vogel Wupp in seinen Rachendrüsen erzeugt und mit dem er die jungen Spatzen und die Spatzeneier solange beschmierte, bis sie erstickten, und dann klebte er einige Federn, die er aus der Luft fing, darüber und auf dieser Vorrichtung kauern nun ein paar Ungetüme, die vorläufig aus nichts als aus Rachen, Kröpfen und Bäuchen bestehen, und das sind junge Vögel Wupp, scheußlich anzusehen und greulich zu hören.

Womit er sie füttert, das weiß man nicht; wahrscheinlich mit irgend einem Nährpräparat, das sein Patent ist, denn sonst könnten sie nicht so blödsinnig schnell wachsen. Am ersten Mai kommt er von Afrika angetobt. Am letzten April war noch keiner da und es war ruhig da oben unter den weißen Wolken am blauen Himmel. Mit einem Male ist alles voll von ihm. Wupp, wupp, so sausen die schwarzen Dinger, die wie kleine Anker aussehen, hin und her, und schreien in einem fort: „Time is money, Kinder! Dalli, dalli! Macht schnell; in drei Monaten müssen wir hier fertig sein mit der Arbeit. Schnell fliegen, wupp, wupp! Schnell verdauen, wupp, wupp! Schnell fortpflanzen, wupp, wupp!“ Und nun geht es los, was hast'e, was kannst'e! Kaum ist es hell, da saust er schon über den Dächern umher, und schon ist es dunkel, und er ist noch immer im Betriebe. Schließlich, wenn es nicht anders geht, schläft er zwei, drei Stunden unter einer Dachrinne, und dann stürzt er sich wieder ins Geschäft; denn

anders kann man die Art und Weise, wie er lebt, nicht bezeichnen. Er müßte der Wappenvogel der Leute von Wallstreet sein, von den Wuppwuppmenschen der New-Yorker Börse. Wupp Telephon, wupp Auto, wupp Börse, wupp Bar, wupp Telegraphenamt, wupp Kontor, wupp Hochzeit, wupp Scheidung, wupp Herzschlag. So ist sein Leben auch.

Man braucht ihm nur fünf Minuten zuzusehen, und schon hat man Nerven. Wupp Stadt, wupp Land, wupp Wiese, wupp Wald, futsch ist er. Aber wo? Zehn Meilen weiter, irgendwo da unten in der Heide oder da oben in den Bergen, wo er ein Geschäft vor hat. Im nächsten Augenblick ist er wieder da, kreischend, schreiend ohne Manieren, ohne Formen, rüpelhaft, ungezogen, immer mit seinesgleichen zusammen, immer in Zank und Streit, der richtige Jobber. So geht das den Mai über und den halben Juni und dann sind es auf einmal dreimal so viele. Sie haben sich vermehrt; wie aber, das weiß man nicht, doch die Tatsache ist da. Die Jungen sind schon ebenso groß und ebenso laut und ebenso unmanierlich wie die Alten, sind auch genau so angezogen, gerade wie die jungen Jobber, die auch, sobald sie flügge sind, schon den Börsenhelm und die Lackspitzenschuhe tragen, wie die Alten, und ebensowenig Zeit haben wie sie, und nicht leben, sondern bloß an das Geschäft denken, und nie singen und lachen und lieben und lustig sind, wie andere junge Leute, sondern genau so rastlos in der Stadt hin- und herjagen, wie oben am Himmel die Vögel Wupp, und keine Rücksicht nehmen und kein Herz haben wie sie.

Darum nimmt auch der Vogel Wupp immer zu. Mit weichherzigen Rücksichten gibt er sich nicht ab. Er ekelt die Schwalbe aus dem Nest hinaus, ödet den Spatzen fort und steigert den Rotschwanz von dannen. Ihm ist es gleich, wo sie bleiben; er hat kein Sozialgefühl. Wenn es ihm selber nur gut geht; das ist ihm die Hauptsache. Und darum pfeift er auch auf das, was man Vaterland nennt. Überall ist er

zu Hause, wo es ein Geschäft gibt. Drei Monate jobbert er bei uns herum, und dann auf einmal stürzt sich die ganze Bande in den Orientexpreß und fährt glatt durch bis Spanien, erledigt da dringende Geschäfte und rutscht dann weiter bis nach Marokko, macht große Gesellschaftsreisen nach den Oasen der Sahara, spekuliert natürlich nebenbei in Allerhand, klappert Ägyptens Sehenswürdigkeiten ab, sieht zu, was im Sudan oder am Kilimandscharo zu machen ist, besucht die Mittelmeerinseln, Griechenland, die Türkei, Armenien und Persien, und wenn es Mai werden will, eine Tatsache, die er sich wahrscheinlich als dringendes Telegramm melden läßt, wupp, ist er wieder in Spanien und macht, daß er nach Deutschland kommt, sorgt dafür, daß sein Geschlecht nicht ausstirbt und ist drei Monate später schon wieder heidi fort, um die notwendig gewordene Kur anzutreten.

Denn einmal hat er es, was ja bei solcher Lebensweise kein Wunder ist, mit den Nerven zu tun, und dann leidet er stark an Läusen. Nicht an den harmlosen Federläusen, wie andere Vögel, sondern an den gräulichen Lausfliegen, wie sie die Hirsche und Rehe und Elche peinigen, einem widerwärtigen großen, platten, wie aus braunem Zelluloid angefertigtem Geschmeiße, das beinahe so technisch abstrakt aussieht, wie er selber, und gerade so aufdringlich und so zäh ist, wie er auch, denn gleich und gleich gesellt sich gern. Und von Wanzen wird er auch gepisakt, richtigen Bettwanzen, wie sie in den Häusern der großen Städte leben. Da aber Wanzen Blut saugen, darum muß er, so unwahrscheinlich das auch klingt, ebenfalls solches besitzen, und deswegen wird er doch wohl zu den Vögeln gehören, und nicht mit den Aeroplanen verwandt sein. Aber wahrscheinlich stammt er von entarteten Schwalben ab, die sich der Großstadt anpaßten, sich, weil so etwas in dem Ruß und Rauch keinen Wert hat, die schönen roten und weißen Schmuckflecke abgewöhnten und statt in vornehmes Blau, in Stoffe kleideten, auf denen man keinen Schmutz sieht, und sich

so nach und nach in Vögel umwandelten, die den Eindruck machen, als wären sie aus Stahlblech gestanzt.

Denn früher, als Dürer noch lebte und es noch keine Industrie gab, keine Hochöfen und keinen Ruß, scheint es den Vogel noch nicht gegeben zu haben. Keiner der alten Naturforscher nennt ihn, kein Dichter besang ihn, kein Maler bildete ihn ab, und auf dem Lande, wo noch keine vierstöckigen Häuser sind, brütet er nicht, sondern am liebsten dort, wo die Natur aus Zement, Backstein, Asphalt, Straßenbahnschienen, Kneipen und Leitungsdrähten besteht. Er geht ja auch auf das Land, aber nur, weil er da manchmal bessere Geschäfte machen kann. Sein Lebensmilieu aber ist die Großstadt mit ihrem Wuppwuppleben.

Und deshalb nannte ich ihn auch den Vogel Wupp.

Die Forscher.

Schon seit langem hatten sie sich vorgenommen, die in zoologischer Beziehung so ergiebigen Försterteiche einer genauen Untersuchung zu unterziehen.

Sie wußten zwar, daß schon vor ihnen bedeutende Leute, zum Beispiel ihre eigenen Väter, Groß-, Urgroß- usw. Väter und die Onkels väterlicher und mütterlicherseits ebenfalls die Tierwelt jener berühmten Binnengewässer zwischen der großen Savanne, Exerzierplatz genannt, und dem undurchdringlichen, von feindlichen Stämmen bevölkerten Urwald, so sich Stadtwald nennt, mit großem Eifer erforscht hatten.

Das Ergebnis dieser Forschungen war aber niemals in fachwissenschaftlichen Zeitschriften niedergelegt; nur durch Überlieferung war die Fauna Exerzierplatzteichiana bekannt, und da jene Gegend seit der Väter Jugendjahren große geologische und andere Umwälzungen erfahren hatte, so erschien es notwendig für den Stand der Wissenschaft, eine genaue Übersicht von alle dem aufzunehmen, was in den Teichen krabbelt und wabbelt.

Sehr viel Umstände verursachte die Herbeischaffung des kostspieligen Forschungsgerätes. Während Aadje Schlöber in seiner bekannten Oberflächlichkeit meinte, mit einem Stock von Armslänge auskommen zu können, bestand Heinrich Fricke, der nicht nur dem mittäglichen Suppenteller, sondern auch allen anderen Dingen auf den Grund ging, darauf, ohne eine Vietsbohnenstange ginge es nicht.

Nur dadurch, daß man sich an die breite Öffentlichkeit wandte und die Opferfreudigkeit weitester Kreise in Anspruch nahm, bekam man die Sammelgeräte zusammen. Mutter Fricke spendete ein altes Marktnetz und ein etwas gesprungenes Einmacheglas, Ohm Anton eine lange Stange und Ohm Schorse eine Umhängetasche, während August Dusendahl von seinem Vater sogar ein richtiges Fangnetz bekam. Alle Versuche aber, von den Müttern Drahtsiebe geliehen zu bekommen, schlugen fehl.

Begleitet wurden die kühnen Forscher von Trägern und Trägerinnen, als welche sich eine Anzahl von kleinen Brüdern, Schwestern und Basen erboten hatten, und angestaunt von dem Volke bewegte sich der Troß die Straßen entlang und kam auch ohne weitere Unbill über das ungeheuere, nur mit spärlicher Flora bedeckte, jeglichen Wassers entbehrende Steppengelände.

Am Fuße der seltsamen Gebirge, die die Geographen die Scheibenstände nennen, zieht sich ein eigenartiger Fluß hin, der, ganz wie die Ströme Australiens, die Eigenschaft hat, nur in der Regenzeit Wasser zu führen. Dieser wurde zuerst untersucht. Das Ergebnis war, bis auf eine Kaulquappe, die aber tot war, gleich Null, was August Dusendahl zu der Vermutung brachte, daß die Tierwelt sich, um dem Austrocknen zu entgehen, in die Mudde eingebohrt habe. Mit großer Anstrengung und einem Blechlöffel durchwühlte man die Schlammassen, fand aber außer der Stiefelsohle eines wahrscheinlich hier einst umgekommenen Forschers nur einen Knochen, der vermutlich einer längst ausgestorbenen Tierart angehört.

Bedeutend größer war die wissenschaftliche Ausbeute in den kleinen flachen, in der Regenzeit entstandenen Landseen, die vor den Sandbergen liegen. Die trübe, lehmige Beschaffenheit des Wassers wollte natürlich Aadje Schlöber veranlassen, sie zu übergehen, doch seine Begleiter, vor allem

Heinrich Fricke, bestanden darauf, daß auch diese Seen abgefischt werden müßten. Das Ergebnis war auffallend groß; nicht weniger als fünfzehn Stecherlinge, ein Rückenschwimmer, verschiedene Wasserkäfer und ein Pferdeegel wurden erbeutet und in das Einmacheglas getan, außerdem mehr Kaulquappen, als man nötig hatte.

Über den Pferdeegel entspann sich eine erregte wissenschaftliche Debatte. Aadje Schlöber, der ihn fing, nannte ihn eine Blutihle, worauf Heinrich Fricke behauptete, es sei ein Ferdsegel. August Dusendahl aber meinte, es sei ein Ferdsigel, worauf Heinrich Fricke versetzte, wenn es ein Igel wäre, hätte er Stacheln; da er aber keine habe, so sei es ein Egel.

Noch war dieser Streit um die Synonima nicht entschieden, da stieß Kürchen Dusendahl, der das wichtige Amt innehatte, den großen Einmachepott zu tragen, einen furchtbaren Schrei aus und ließ den Pott mit allen darin befindlichen Krabbeltieren fallen. Er hatte den Rückenschwimmer, dem es in dem Topf zu eng und zu voll war, gerade erwischt, als er mit seinen dicken Kulpsaugen über den Rand kuckte, und ihn schnell gepackt. Bei seinem Mangel an wissenschaftlicher Vorbildung wußte er nicht, daß diese Wasserwanze ganz niederträchtig mit dem Rüssel stechen kann, und hatte sie arglos in die Hand genommen. Nun tanzte er wie verrückt herum, schlenkerte den brennenden Zeigefinger in der Luft und schrie: „Er hat mich gebissen, er hat mich gebissen. Wenn ich man nicht blutvergiftet bin. Will's mir keiner aussaugen?"

Der traurige Fall wurde eifrig beraten. Schließlich band man dem Verunglückten mit einem Taschentuch etwas nassen Sand auf den Finger, und dieses alte Hausmittel, zu dem Zieschen Schlöber geraten hatte, die einmal von einer Biene in die Nase gestochen und von Muhme Emilie mit feuchtem Sand behandelt war, beseitigte bald den Schmerz. Da sich bis heute weiter keine schlimmen Folgen gezeigt haben,

so ist anzunehmen, daß Kürchen dieses Mal noch ohne schwere Schädigung seiner Gesundheit davonkommt.

Leider hatte bei diesem Vorfall niemand auf die Beute geachtet, und so fand man außer einigen im Grase herumzappelnden Stecherlingen nichts davon wieder und mußte die Teiche noch einmal abfischen, fand auch einigermaßen Ersatz, machte sogar noch einen ungeahnten Fang, indem man ein Tier erwischte, das bisher noch unbekannt war. Es war fast zollgroß, braun, platt wie Papier, hatte hinten einen langen Stachel und vorn zwei furchtbare Fangarme. Die Mädchen erklärten es für eine gepreßte Ohrzange, Heinrich Fricke aber meinte, es müsse wohl ein Wasserskorpion sein. Als er es genauer untersuchte, mußte er erfahren, daß die Wissenschaft nicht immer gefahrlos ist, denn er wurde von der Bestie derartig in den Finger gezwickt, daß er sie mit einem Wutgebrüll von dannen schleuderte, worüber Kürchen, den er vorhin ausgelacht hatte, sehr erfreut war.

Diese beiden schmerzlichen Erfahrungen ließen es allen für angebracht erscheinen, für die Folge die größte Vorsicht zu wahren. Der ursprüngliche Plan, Stiefel und Strümpfe auszuziehen, die Hosen aufzukrempeln und in den großen Teich hineinzuwaten, wurde aufgegeben; denn wenn schon die kleinen Gewässer gefährliche Biester beherbergten, um wie viel schlimmere konnten in dem großen See sein. Aadje Schlöber wollte ja einen Hecht durch das Wasser haben schießen sehen, der sicher fast so lang wie die Vietsbohnenstange war.

Trotzdem man also die Mitte des großen Wasserbeckens nicht erforschen konnte, so ergab doch schon die Randfischerei sehr viel Gutes. Die Theorie, daß die Größe der Tiere eines Wasserbeckens zu dem Umfang desselben in einem bestimmten Verhältnis stehe, bestätigte sich glänzend. Es wurden Kaulquappen gefangen, fast so groß wie Mäuse, und einige davon hatten sogar richtige Hinterbeine. In edlem Opfermut be-

schloß man, diese seltenen Stücke dem Zoologischen Garten zu verehren. Was an Stecherlingen, Wasserkäfern, Schnecken usw. gefangen wurde, grenzt an das Unglaubliche und wird seiner Zeit ausführlich beschrieben werden.

Weniger Ausbeute lieferte anfangs der dritte Teich. Nur Heinrich Fricke, der sich nicht abschrecken ließ, trotz des Entenflotts, der sein Netz immer füllte, weiter zu fischen, hatte das Glück, einen wunderschönen Bergmolch zu fangen, ein Tier, das sonst nur vom Aquarienhändler für fünfundzwanzig Pfennige zu beziehen ist. Allerdings sauste er bei diesem Fang von dem Baumstamm, auf dem er stand, und fiel bis an die Hosentaschen in das Wasser, doch entschädigte ihn sein Fund für sein Mißgeschick völlig.

Auf dem letzten Teiche hatte man die Freude mehrere noch ganz unbekannte Vögel von Taubengröße zu sehen, die vorn am Kopfe rot waren und sehr flink schwammen. Die Art war leider nicht festzustellen, da die Expedition keine Zwillen bei sich führte, eine Nachlässigkeit, die sich bitter rächte. Im allgemeinen neigte man aber der Ansicht zu, daß es Wasserenten wären. Dann fing man hier einige kleine und einen großen Kammolch, einen sehr schönen Gelbrand und zuguterletzt noch einen Schlammpeitzger, eine Beute, auf die man gar nicht gerechnet hatte.

Leider wurde der Erfolg des Tages durch einen herben Mißton getrübt. August Dusendahl behauptete, der von Nadje Schlöber gefangene Kammolch und der von Heinrich Fricke erbeutete Bergmolch gehörten ihm, weil ihm das Netz gehöre, womit sie gefangen wären. Infolgedessen kam es zu Tätlichkeiten, wobei ein Teil der Gefäße umfiel und die meisten Tiere entkamen, und so ist wahrscheinlich noch eine Expedition zur Feststellung der Tierwelt jener Gewässer nötig.

Ein ekliges Tier.

Es ist doch etwas Herrliches um einen weichen, warmen Regen, vorzüglich, wenn er bald aufhört.

Man atmet hinterher ordentlich mit Genuß und nicht lediglich aus Gewohnheit, und die Natur im allgemeinen und im besonderen kommt einem vor, wie die vermehrte und verbesserte Auflage eines lieben Buches.

Dieser rein gewaschene Rasen, und diese neu gefirnißten Blätter, und diese frisch aufgebügelten Blumen, das alles lohnt sich schon, es noch einmal durchzustudieren, auch scheint es so, als ob Amsel, Drossel, Fink und Star inzwischen ihre Kehlen sehr sorgfältig geschmiert haben, wie denn alles rund umher noch einmal so schön ist.

Sogar die lange, dicke, schwarze hauslose Schnecke hier vor meiner linken Schuhspitze sieht aus, als hätte sie sich soeben frisch überwichsen lassen. Vorhin kroch sie matt und müde dahin, sah aus wie ein alter, staubiger Schmierstiefel und schleppte an ihrer Hinterleibspitze einen ganzen Klumpen trockener Erde mit sich herum; jetzt aber ist sie blank und sauber und so vergnügt, wie es eine Schnecke nur sein kann.

„Fi, diese ekligen Tiere!" ruft entrüstet ein blondgezöpfter Backfisch, der dicht bei mir vorüberradelt, einem braungezöpften zu. In ihrer Weise hat die Kleine schon recht, denn angenehm ist es nicht, knallt es alle Augenblicke unter den Vorderreifen zum Zeichen, daß wieder einmal eine Schnecke nicht darauf geachtet hat, daß dieser Weg nur für Radfahrer da ist, und daß er Fußgängern bei zwei Talern Strafe, im

Unvermögensfalle einem Tage Haft, verboten ist, wie deutlich auf den Warnungstafeln zu lesen ist.

In dieser Beziehung sind die Nacktschnecken gräßliche Tiere; sonst aber sind sie reizend, wenigstens in meinen schönen blauen Augen. Sie haben mir zwei Jahre schweren Kummers erspart, zwei verregnete Sommer, in denen es wenig Käfer und gar keine Schmetterlinge gab, und da ich nicht Skat spiele, wäre ich übel daran gewesen, hätte es keine Nacktschnecken gegeben, denn in Ermangelung von etwas Besserem warf ich mich sozusagen auf sie, wurde ein bedeutender Malakozoologe, machte mehrere hübsche Entdeckungen und bin diesen guten Tieren deshalb auf Lebenszeit sehr verpflichtet.

Freilich, diese Art hier, die jetzt schon bei meinem linken Absatze angelangt ist und sich entrüstet und mit eingezogenen Riechern abwendet, weil ihr der Geruch des braunen Schuhcremes unangenehm ist, hat mich eine Zeit lang schwer geärgert, und mir, wenn auch nicht durch ihre eigene Schuld, einmal tiefen Kummer bereitet. Dieses handlange, hausknechtsdaumendicke, schwarze, plumpe Tier ist nämlich die gemeine Wegschnecke, gemein insofern, als sie überall zu finden ist, obschon ihr Charakter auch nicht der Tücke entbehrt. Sie heißt mit dem wissenschaftlichen Namen Arion empiricorum. Warum, das weiß nur der gute André Etienne Juste-Pascal Joseph Francois d'Audebard Baron de Ferussac, der 1836 in das Land gegangen ist, wo es wahrscheinlich keine Nacktschnecken gibt. Ob er das Tierchen nun wegen seiner Kleinbahngeschwindigkeit aus Ulk nach dem mythischen Rosse Areion so nannte, auf dem sich Adrastos von Theben rettete, oder ob er es, weil es grundsätzlich nicht singt, nach dem großen Lesbier so taufte, das weiß nur er allein, desgleichen, weshalb er es mit der nüchternen Lehre der Empiriker in Verbindung brachte.

Besser wäre es gewesen, er hätte das Tier politicus benamset, denn es besitzt eine ungemeine Anpassungsfähigkeit. Hier, wo wir Sandboden haben, ist es schwarz; dort weiterhin im Lehmlande wird es immer brauner, und dahinten endlich in den Bergen auf dem strengen Kalke prangt es im allerlinkesten Feuerrot. Noch bunter benimmt es sich in der Jugend; da gibt es einfarbige, gestreifte, halbgestreifte, rote, gelbe, braune, grünliche, aschgraue, eselsgraue, und so weiter und so weiter und so weiter. Drei Jahre habe ich dieses unzuverlässige Gesindel gezüchtet, unter roten, blauen, gelben, grünen, weißen und schwarzen Glasscheiben, es mit reiner Pflanzen-, Tier-, Pilz- und gemischter Kost gefüttert, es kalt und warm und heiß gehalten, es überernährt und hungern lassen, und nicht herausbekommen, warum die Jungen bald so, bald so gefärbt sind, und wenn nicht unsere neue Magd in ihrer kindlichen Einfalt eines Tages alle Zuchtkästen ein wenig geöffnet hätte, „damit die Tiere Luft kriegen“, wie sie sagte, so züchtete ich wahrscheinlich heute noch Wegeschnecken, ohne dem Gesetze der Farbengesetzlosigkeit der Jugendform dieses Schneckenchamäleons wahrscheinlich auch nur um einen Schritt näher gekommen zu sein, als an jenem Tage des Grauens, da nicht nur meine Zuchtkammer, nicht nur mein Arbeitszimmer, nicht nur meine ganze elterliche Wohnung, sondern überhaupt das gesamte Haus von jungen Arions wimmelte und ich allen Menschen alles andere eher, als ein Wohlgefallen war.

Schließlich überwand ich meinen Kummer und gab es auf, hinter die Geheimnisse der Farbenlehre der großen Wegschnecke zu kommen, bot mir dieses Geschöpf doch so noch Rätsel über Rätsel. Ich war nämlich als Studio im Nebenamte unbesoldeter Wärter im Zoologischen Garten zu Münster und widmete mich besonders den Tieren, die nach meiner Meinung nicht rationell genug gefüttert wurden, versorgte die Meerkatzen mit Spatzen, damit sie sich nicht die eigenen Schwänze

abknabberten, und machte mich sonst noch beliebt und angenehm. Als ich nun eines Tages dabei ging, allerlei Tiere mit Wegeschnecken zu füttern, stieß ich allseitig auf ablehnende Haltung. Sowohl der Bussard, wie die Krähe, der Storch wie der Marabu, ja sogar das Wildschwein lehnten die Wegeschnecken und zwar die schwarzen nicht minder wie die braunen und sogar die roten höflich aber bestimmt ab, und als der Strauß happig, wie er nun einmal ist, eine überschluckte, flog sie sofort im hohen Bogen wieder aus ihm heraus und der biedere Vogel benahm sich höchst entrüstet und traute mir seitdem nicht mehr über den Weg.

„Merkwürdig!" dachte ich, und als Jünger der strengen Wissenschaft nicht gesonnen, mich durch Vorurteile abschrecken zu lassen, strich ich mit dem Zeigefinger über eine Schnecke und kostete ein wenig von dem Schleime. Der Erfolg war glänzend; erstens gebärdete ich mich ungefähr so, wie der Strauß, zweitens mußte ich einen Kognak trinken, und als auch das nichts half, einen Bitteren und dann noch einen, drittens verlor ich für drei Tage den Appetit, und viertens die Zuneigung eines sehr hübschen Mädchens, der ich in meiner unglaublichen Torheit von meinem Versuche Mitteilung machte, was zur Folge hatte, daß ich drei Wochen schwer an Dichteritis erkrankte und eine ganze Kommodenschieblade voller Lyrik Lenauscher Art anfertigte, die zum Glück der Nachwelt nicht erhalten blieb, weil besagtes Mädchen nicht das hübscheste in der Gegend war, aber das einzige, das um meine Schneckenleckerei wußte. Auch schien mir bei ruhiger Überlegung der Verlust der Zuneigung jener Jungfrau durch die Feststellung des Ekelgeruches und Übelgeschmackes vollkommen aufgewogen zu sein, und nicht minder die daraus abgeleitete Folgerung, von der ungemeinen Häufigkeit dieses schlüpfrigen Geschöpfes. Immerhin ließ ich es bei dem einen Versuche von Schneckenleckerei bewenden und als ich später las, daß im dreißigjährigen Kriege halbverhungerte Bauern diese Schnecken ge-

gessen hätten, da erst ging mir die Schauderhaftigkeit jener Zeit in ihrem vollen Umfange auf. Übrigens macht man aus diesen Tieren in manchen Gegenden ein ausgezeichnetes Hustenmittel, indem man sie mit Zucker bestreut und den auf diese einfache Art gewonnenen Syrup Kranken einflößt, worauf diese aus Angst, noch mehr davon ausstehen zu müssen, sich sofort das Husten verkneifen. Dieselbe Bewandtnis wird es auch haben, wenn Frachtkutscher, die schlecht geschmiert haben, diese Schnecken statt der Wagenschmiere gebrauchen; denn ich kann mir denken, daß selbst eine Radachse aus Angst vor einer zweiten Auflage sich fürder lautlos benimmt.

„Wozu sind nun aber diese Tiere eigentlich da?" höre ich Sie fragen. Ja, das ist schwer zu sagen, wie bei den meisten Tieren, denn die Natur ist in dieser Beziehung sehr zurückhaltend und verweigert meist jede Auskunft. Jedenfalls, das steht fest, sind sie nicht dazu da, daß sich der Gärtner oder der Bauer über sie elend ärgert, wie über die kleine graue Ackerschnecke, die in Garten und Feld übel haust. Die große Wegeschnecke frißt nämlich, wie der brave Regenwurm, grundsätzlich keine jungen und gesunden Blätter, sondern genießt nur absterbende und faule Pflanzenteile, was doch entschieden ein netter Zug von ihr ist, wenn auch wohl ihr einziger. Der schönste Salat und der üppigste Kohl läßt sie kalt; sobald ein Blatt welk und ein Stengel faul ist, sofort ist sie da und veranlaßt das Erforderliche, damit diese unnützen Gegenstände wieder dem Kreislaufe aller Dinge zugeführt werden. Sie ist also eine Art von botanischem Aasgeier und mithin ein ganz wichtiges Tier, zumal sie es nicht so genau nimmt und auch mit zertretenen Regenwürmern und toten Mäusen und was es sonst noch an unliebsamen Gegenständen auf Wegen und Stegen gibt, gründlich aufräumt.

Sie gehört also zu dem großen Heer der Gesundheitspolizisten der Natur, und wenn sie auch nicht Anspruch auf unsere Zuneigung machen kann, unsere Achtung dürfen wir

ihr ebensowenig versagen, wie dem Latrinenreiniger und dem Straßenfeger, zwei ebenso wichtige, wie wenig geachtete Berufsarten.

Außerdem gewinnt sie bei näherer Betrachtung sehr. Sie hat zwar sehr langgestielte, aber um so treuer blickende Augen, und wer ihr zusieht, wenn sie an einem Stengel emporkriecht, auch wenn der Stengel schon längst zu Ende ist, der wird ihr, wenn er dabei auch lächelt, den festen Willen nicht absprechen.

Und schließlich ist die Wegeschnecke ein guter Wetterverkünder; denn wenn der Himmel auch noch so heiter ist und schon morgens kommen aus allen Erdlöchern die Schnecken angekrochen, dann kann man getrost darauf rechnen, daß es bald regnen wird, und das ist manchmal viel wert.

Also hat es auch in dieser Hinsicht seinen Zweck, das eklige Tier.

Quaaks.

In dem einen meiner Aquarien hatte sich eine scheußliche braune Alge angesiedelt, gegen die die als vereidigte Fensterputzer angestellten Schnecken nicht anarbeiten konnten.

So mußte ich schon der Not gehorchend dem Fisch- und Schneckenvolk kündigen, Sand und Pflanzen herausnehmen und mit Geduld, Lufah und Essig die braune Schicht abschrubben. Als ich damit zu Ende war und das Glas so durchsichtig war, wie es ein Glas nur sein kann, fiel es mir aus der Hand und zerbarst in drei Teile.

Da dieser Fall sich in dem Monat schon zweimal ereignet hatte, sah ich darin einen Wink des Schicksals und einen Hinweis auf die sprichwörtliche Dreiheit aller guten Dinge, ersparte mir eine weitere Ausgabe von sechs Mark, tat Sand, Pflanzen, Fische und Schnecken in einen anderthalb Fuß breiten flachen Zinkbottich und grub diesen in den Garten zwischen Tuffsteinen und Farnen ein und wurde auf diese Weise Teichwirt.

Ich fand bald heraus, daß meine Privatlandschaft durch die Wasserfläche bedeutend gewonnen hatte. Vom Verandafenster aus sah ich den Spielen der beiden Zwergwelse zu, beobachtete die Wasserpflanzen, die sich angesiedelt hatten, ohne daß ich ihnen von dem Dasein des Teiches Nachricht gegeben hätte, freute mich, wenn die Rotschwänzchen und Buchfinken zum Trinken kamen, und ärgerte mich, wenn eine ungehobelte Schwarzdrossel dort ein Bad nahm, denn sie ging mit dem Wasser so verschwenderisch um, als bezahle sie das

Wassergeld, und ich war jedesmal hinterher gezwungen, den geringen Pegelstand durch ein halbes Maß Wasser höher zu bringen.

Bedeutend größer aber war mein Ärger, als ich eines Tages die Häupter meiner Lieben, der Zwergwelse, zählte, was ziemlich leicht war, da ich nur zwei hatte, und fand, daß ihre Anzahl auf die Hälfte zurückgegangen war. Zuerst glaubte ich, ein Fischreiher oder eine Fischotter hätte nächtlicher- und unrechtmäßigerweise dort geräubert; doch eines Abends sah ich eine Katze am Strande meines Teiches sitzen und mit einem furchtbaren Prankenhieb den verwitweten Wels auf das Ufer schleudern. Ich warf ihr zwar meine Pfeife an den Kopf und hatte dadurch den Anblick eines selbstgemachten Feuerwerks, aber mein armer Wels war hin und das bißchen Leben, das noch in dem äußersten Ende seines Schwanzes saß, entfloh, ach, nur zu schnell.

Lange Tage, denn es war Juli, überlegte ich, ob und welche Fische ich wieder in den Teich setzen solle, und wie ich die Katze von dem Teich fernhalten solle, ob durch Fußangeln oder Selbstschüsse, da ich mir von Warnungstafeln wenig Wirkung versprach. Aber als ich eines Tages an dem Teich vorüberging, hörte ich etwas plumpsen und sah, daß mein stichelhaariger Teckel Muck mit dem Ausdruck des maßlosesten Erstaunens in seinen schönen braunen Augen auf die Ringe der Flut starrte, denn daß da etwas Lebendiges hineingegangen war, das hatte er gesehen und gehört, aber da ihm sein untrüglichster Sinn, die Nase, über das Nähere keinen Aufschluß gab, so hielt er sich für das Opfer einer optisch-akustischen Täuschung und den Vorgang für ein Ereignis aus der vierten Dimension und setzte sich als real denkendes Wesen schnell darüber hinweg.

Nicht so ich, ein Vertreter der Spezies Homo sapiens. Ich legte mich dadurch auf die Lauer, daß ich mich auf die Bank setzte und rauchte. Als meine Zigarre sich ihrem kurzen

Ende näherte und ich durch das Betrachten des Entenflottes auf dem Teich schon in einen traumtänzerinnenähnlichen Zustand geraten war, da zeigte es sich, daß mein Hoffen und Harren nicht in der sprichwörtlichen Art belohnt wurde. Das Wasser rauschte, das Wasser schwoll, und aus der feuchten Flut stieg zwar kein feuchtes Weib, aber ein allerdings auch feuchter Frosch hervor.

So maßlos mein Erstaunen war, so hinderte es mich doch nicht, festzustellen, daß besagter Frosch Rana esculenta L. subspec. typica war, also der grüne Wasserfrosch, und zwar ein männliches, erwachsenes, normales Stück. Eine ganze Weile blieb er auf dem gelbblühenden Mauerpfeffer sitzen, machte dann einen ebenso unbegründet hastigen, wie kühnen Satz, der ihn auf einen grell von der Sonne beschienenen Gipsfelsen brachte, drehte sich zweieinhalbmal um sich selbst, wurde auf eine mir unerklärliche Weise platt, wie ein gut geratener Pfannkuchen, und blieb so geraume Zeit liegen.

Plötzlich kam Leben in ihn. Er wurde auf eine mir ebenfalls noch schleierhafte Weise wieder dick, richtete sich auf, öffnete die goldenen Glotzaugen, machte eine Wendung nach halblinks, und dann erst sah ich, daß er nach einer dicken, schwarz und gelb gestreiften Schwebfliege hinschielte, die eben über dem Teiche erschien und dort wie angenagelt in der Luft stand. Jetzt kam sie der Nase des Frosches nahe. Ein ungeheurer roter Rachen öffnete sich, eine rosenrote Schlabberzunge sauste daraus hervor, und ehe ich den Vorgang recht begriffen hatte, war die schöne Fliege aus der leuchtenden Sonnenpracht in des Froschbauches ewig düstere Nacht hinabgetaucht.

Obgleich ich in der Sprache der Frösche gut bewandert und imstande bin, an jedem Froschteich ein Konzert zu veranlassen, versagte bei diesem Frosch meine Kunst völlig. Als ich ihn leise und vorsichtig fragte, woher er käm' der Fahrt und weß' sein Nam' und Art, sagte er ziemlich unfreundlich:

„Quaaks!“ und entzog sich weiteren Fragen durch einen Kopfsprung, wie man ihn schöner nicht sehen kann.

Ich habe niemals erfahren, woher er gekommen ist und was ihn veranlaßte, die Gesellschaft seinesgleichen zu fliehen und sich mitten in der Stadt, fern von allen Teichen, anzusiedeln. Ob er schlechte Erfahrungen in der Liebe oder sonstwie gemacht und fröschescheu geworden ist, ob ein widriges Geschick ihn hierher verschlug, verriet er nicht und entzog sich allen Erkundigungen danach durch einen Sprung in die Tiefe des Teiches. Als ich einsah, daß aus ihm doch nichts herauszubekommen war, ließ ich ihn zufrieden; er lohnte meine Rücksichtnahme bald durch Zutraulichkeit und wurde so zahm, daß er mir die Brummfliegen von der Fingerspitze schnappte. Als aber der Herbst in das Land kam, verzog er unbekannten Aufenthalts.

Im nächsten Frühling ließ ich mir einen Kübel aus Eichenholz bauen, der vier Fuß tief und fünf Fuß breit war und ließ ihn bis an den Rand vor der Rhododendrongruppe in der Mitte einer Alpenlandschaft eingraben. Ich versah den Kübel mit einer dicken Schlammschicht, bepflanzte diese mit allerlei Wasserpflanzen, deckte eine Sandschicht darüber und füllte den Kübel bis an den Rand mit Wasser.

Bald sproßen die Wasserpflanzen, die Uferkräuter überwölbten den Rand, allerlei Wassertierchen, Käfer, Ruderwanzen, Wasserläufer siedelten sich an, Schnecken und Müschelchen brachte ich mit, setzte Zwergwelse, Schlammpeitzger, Karauschen, Stichlinge und Schleie hinein, und hatte meine Freude an dem lustigen Leben, das sich in und um dem Teich abspielte. Allerlei blitzende Schwebfliegen summten über ihm, Wasserjungfern ließen sich sehen, große Schwimmkäfer kamen zu Besuch, alle durstigen Schnäbel aus den Nachbargärten, Star und Amsel, Fliegenschnäpper und Rotschwanz, Spatz und Buchfink, Mönch und Spötter tränkten und badeten sich dort. Immer war lustiges Leben an dem kleinen See.

Eines schönen Tages war auch Quaaks wieder da. Ganz schwarz war er von dem Winterschlaf geworden und schauerlich mager. Der Rückenknochen stand ihm heraus, wie bei einem Droschkenroß vierter Güte oder wie bei einem Radfahrer, dessen Lenkstange zu tief sitzt. Verschlafen blinzelte er mit seinen goldenen Augen in die Sonne, machte einen Kopfsprung in den Teich, berechnete den Kubikinhalt und zeigte sich sehr zufrieden mit der Erweiterung seiner Wohnung.

Von Tag zu Tag wurde er grüner und dicker, fing auch an lauen Abenden zu quarren an. Er hatte drei ganz bestimmte Sitze am Ufer, mit Alpenehrenpreis, Gletschermilzkraut und Steinbrech bewachsene Steine unter den Wedeln hoher Königsfarne und den Zweigen der blauen Wiesenraute. Dort saß er, wartete, bis sich eine Brummfliege nahte, klappte die rosenrote Zunge heraus und ehe der Brummer sich über den Vorgang so recht klar wurde, fühlte er sich schon den zersetzenden Einflüssen des Magensaftes von Quaaks rettungslos verfallen.

Um zehn Uhr abends war Quaaks verschwunden. Ich habe niemals erfahren, wo er dann war. Wenn Regenwetter nahte, war er unsichtbar; dann steckte er unten im Wasser aus Angst vor dem Naßwerden. Je heißer es war, desto lieber war es ihm. Er wurde dann immer breiter und sah fast rund aus. Dann war er so faul, daß ich ihn sogar streicheln konnte, was er sonst nicht gern hatte, da er äußerst kitzlich war.

Um ihm Gesellschaft zu geben, setzte ich ein halbes Dutzend halbwüchsiger Laubfrösche in den Teich. Mit wutverzerrtem Gesicht sprang er in das Wasser. Die armen Laubfrösche suchten sich hampelnd und strampelnd zu retten, aber einen erwischte er doch, und ehe ich es verhindern konnte, war das arme Kerlchen hinuntergeschluckt. Um ihn zu strafen, setzte ich eine dicke Knoblauchskröte hinein, was ihm ganz entschieden nicht paßte. Wenn er sie aus Versehen berührte, dann kriegte er ordentlich eine Gänsehaut.

Wenn der Schlauch an die Wasserleitung gedreht wurde und ein dünner, feiner Kunstregen über Fels und See fiel, verschwand Quaaks. Aber die fünf Laubfrösche, die mit Vorliebe in den Rhododendronblüten saßen, weil sie das so gut kleidete, erhuben ein vergnügtes Gemecker über die kleine Erfrischung und fingen sofort an, fröhlich herumzuklettern. Dem Teich aber blieben sie fern.

Im zweiten Herbst verschwand Quaaks abermals unbekannten Aufenthalts. Im Frühling war er wieder da, schwarz, mager und steifbeinig vor Rheumatismus. Aber bald erholte er sich und quakte uns allerlei vor, und rundherum sahen die Leute aus den Fenstern und sagten: „Das ist ja beinahe so, als wäre es ein Frosch!"

Im vergangenen Frühling passierte Quaaks etwas sehr Unangenehmes. Zwei junge Leute aus England warfen Froschlaich in den Teich. Einige Tage später waren mehr Kaulquappen als Wasser drin. Quaaks schüttelte sich vor Ekel, denn sowie er ein Bad nehmen wollte, hingen hundert von diesen Wimmeltieren an ihm.

In seiner Not wandte er sich an die beiden Welse, die ihm halfen, so gut sie konnten. Sie schluckten und schluckten, bis sie bald platzten, und setzten Speck an, wie vierstöckige Hausbesitzer. Ein Glück war es, daß die Kaulquappen sich bald zu Fröschen verpuppten, sonst hätten die Welse nach Karlsbad gemußt.

Nun nahte der Tag der Rache für Quaaks. Es waren keine seinesgleichen, die jungen Frösche, Proleten waren es, Feld-, Wald- und Wiesenfrösche, und er fraß jeden Tag ein Dutzend von ihnen, und Sonntags, wenn er mehr Zeit hatte, anderthalb. In den ersten Tagen hatte der Garten dem Lande Ägypten zur Zeit des frommen und geschäftsklugen Sepps geähnelt, das der Herr mit Fröschen schlug; in zwei Wochen waren noch zwanzig Fröschchen da, in drei

Wochen noch einer, und den verspeiste Quaaks am ersten Juli mittags um zwölf Uhr dreißig Minuten.

Und als er ihn herunter hatte, war er froh, denn er mochte keine Fröschchen mehr. Er hatte sie sich übergegessen. Aber gut angeschlagen waren sie ihm. Er hatte ein Doppelkinn wie eine Schlachtermeisterswitwe, einen Hängebauch wie ein Kantinenwirt, und mußte sich neues Zeug zulegen, denn das alte platzte ihm am Leibe. Wo er seine abgelegte Garderobe ließ, bekam ich nie heraus. Ob er sie an Isidor Brand, der wie bekannt kauft allerhand, losschlug, oder an Bedürftige abgab, blieb mir, wie so vieles bei ihm, ein Geheimnis.

Im Juli vorigen Jahres warf ich einen kleinfingerdicken Regenwurm als Futter für die Schwimmkäfer in den Teich. Nach einer Weile hörte ich ein erhebliches Plätschern. Der Wurm hatte ein Seerosenblatt als Rettungsboot benutzt, aber dadurch war er aus dem Regen in die Traufe gekommen. Quaaks stürzte sich auf ihn und schlang ihn hinab. Es war eine Mahlzeit in Fortsetzungen, eine von zehn zusammenhängenden Gängen. Quaaks schluckte und stopfte mit den Händen nach, der Wurm wand sich, Quaaks schluckte und stopfte, und nach einer halben Stunde war der Riesen- oder Abgottswurm verschwunden und Quaaks hatte doppelte Taillenweite.

Drei Tage und drei Nächte lag er mit weit weggestreckten Gliedmaßen auf dem Gewirr von Wasserpest und Krebsscherblatt. Am Morgen des vierten Tages war er verschwunden und ward nicht mehr gesehen.

Das war des Wurmes Rache, das war das Ende von Quaaks.

Strandgut.

Vierundzwanzig Stunden lang schnauzte der Nordost in der Bucht herum.

Irgendwo in Nordrußland oder Sibirien hatte ihm irgendwas die Laune verdorben, und nun ließ er seine Wut hier aus.

Mit den Menschen machte er den Anfang. Er warf die Dampfer hin und her, daß die Fahrgäste erst die Gewalt über ihre Hüte und Mützen und dann über ihre Mägen verloren und sich vollkommen unpassend benahmen.

Darauf belästigte er die Sommerfrischler. Erst versuchten sie sich dadurch zu helfen, daß sie die Strandkörbe mit dem Rücken gegen die See drehten. Das nützte ihnen aber wenig, denn er trieb das Wasser derart in die Düne, daß sie kalte Füße bekamen und sich hinter die Sanddornbüsche oder in den Wald, wenn nicht gar hinter die Glashallen der Gasthäuser verzogen.

Nachdem es ihm auf die Weise gelungen war, den Strand menschenfrei zu fegen, sah er sich nach anderem Zeitvertreibe um. Es verdroß ihn, daß die Seenadeln und die Dorschbrut zwischen den Tangbüscheln und dem Meergrase nach wie vor vergnügt umherschwammen und sich ihres Lebens freuten, und es ärgerte ihn baß, daß die Granaten und die Flohkrebse und die Asseln so taten, als wenn es keinen Nordost gäbe, und so grölte er die Wellen so barbarisch an, daß sie kopfüber kopfunter über die Vordüne stolperten, am Strande auf den Rücken fielen, sich wieder in die Höhe krabbelten und dabei

alles, was zwischen Reff und Strand lebte und webte, durcheinander brachten, Sand und Steine, Tang und Seegras, Fisch und Gewürm, Schnecken und Muscheln.

Ein dicker Dorsch, der schon manchen Sturm erlebt hatte und auf die Kraft seines Schwanzes vertraute, stieg spaßeshalber aus der Tiefe auf, um sich den Kuddelmuddel da oben ein wenig anzusehen und dabei im Trüben zu fischen. Er schluckte und schluckte, was er an junger Dorschbrut vorfand, und paßte dabei nicht auf. So kam es, daß er mit der Breitseite gegen die Brandung geriet. Quatsch, hatte er eins gegen die Rippen, daß ihm dumm zumute wurde. „Oha!“ dachte er und wollte sich mit dem Kopfe gegen die Wellen stellen; aber pratsch, da hatte er schon wieder eins gegen Backbord, wurde um und um gestülpt, bekam noch eins gegen Steuerbord, und nun, rumms, eins gegen das Vorderdeck, und bumms, eins gegen das Achterdeck, und jetzt war ihm so, als wenn er leck sei, denn ihm fehlte das, was er zum Leben am nötigsten brauchte, Salzwasser.

„Grroßaartigerr Dorrsch,“ quarrte es bei ihm, und er bekam eins gegen das eine Auge, daß ihm schlimm wurde. „Prrachtvollerr Dorrsch,“ ging es wieder, und abermals hatte er einen Schnabelhieb weg. Das waren zwei Krähen, die auf diese heimtückische Weise ihr Strandrecht ausübten. Die Möven aber waren damit nicht zufrieden. Die eine keifte: „Mir hört er!“ Und die andere zeterte: „Nein, mir!“ Und die anderen zwanzig und dreißig schlossen sich ihnen an. „Nicht waahrr,“ quarrte die eine Krähe. „Weg da!“ schimpfte die andere; „wir waarren zuerrst daa!“ Und ohne sich um die Möven zu kümmern, die in einem fort „Gemeinheit, Schweinerei!“ und ähnliches schrien, bearbeiteten sie den armen Dorsch derart, daß es bald mit ihm zu Ende war.

Fuchsteufelsfuchtig flogen die Möven weiter, fischten hier eine Seenadel, da einen zollangen Dorsch, dort einen Stichling und benahmen sich dabei so gesittet, daß der Nordost

seine helle Wut darüber hatte. Mit einemmal lachte er im Halse, denn am Schar hatte er drei Butt gesehen. Er blies in die Brandung, daß die armen Plattfische auf einmal ihre weiße Kehrseite zeigten und im nächsten Augenblick bereuten, sich aus dem sicheren Tief emporgewagt zu haben. Aber nun war es zu spät für alle guten Vorsätze. Eine nach der anderen flog erst über die Brandung hinaus zwischen die Feuersteine, und über ihnen stießen die Möven hin und her und schrien: „Mein Butt!" „Nein meiner!" „Nicht wahr, meiner!" „I wo, meiner alleine!" Dabei hatten sie sie noch gar nicht einmal, denn der Wind machte sich den Ulk, die drei Butt wieder zurückzuwaschen, und nun ging es los: „Gemeinheit, Schweinerei, Niederträchtigkeit!" Und dabei schwebten sie über der Brandung, in der die drei Butt bald auf-, bald untergingen. Schließlich warf der Nordost sie alle drei auf den Strand, und nun waren die Möven wieder die Dummen, denn da lauerten schon sechs andere Krähenpaare, und die Möven mochten noch so heftig Einspruch erheben und sich auf ältere Rechte berufen, ihnen blieben nur die blanken Gerippe.

Immer bösartiger wurde der Wind, so bösartig, daß es schon mehr ein Sturm war. Von Stunde zu Stunde wühlte er die Vordüne tiefer auf, so daß das Wasser erst gelb vom Sand und dann braun oder grün oder rot anzusehen war, je nachdem, ob Blasentang, Seegras oder Rotalgen dort wuchsen. Die Herzmuscheln und die Sandmuscheln mochten sich noch so tief einbuddeln, es half ihnen nichts; sie wurden aus ihren Gründen herausgewaschen und zu Strande gebracht. Die Steckmuscheln glaubten, sie könnten sich auf ihre Verankerung verlassen, und die Uferschnecken wähnten, sich durch festes Ansaugen sichern zu können. Ja, Kuchen! Haufenweise wurden sie auf den Sand geschmissen, ganze Barren davon luden die Wellen ab, und es gereicht ihnen nicht zum Trost, daß hier ein Dorsch, da ein Butt und dort ein Knurrhahn

daran glauben mußte und nun so lange mit dem Schwanze klatschte, bis die Möven oder die Krähen über ihm waren. Es flogen so viel Fische an Land, daß die Krähen, vernünftig, wie sie waren, sich längst nicht mehr darum stritten, selbst wenn einmal etwas Neues, zum Beispiel ein Seeteufel oder ein Dompape, vor ihnen herumzappelte. Die Möven aber, futterneidisch, wie alles Volk, was haufenweise zusammenlebt, gönnten eine der anderen nichts und hörten noch nicht einmal auf zu zetern und zu zanken, als schon mehr Fisch als Möve da lag, und selbst wenn der Wal, der jüngst hier herumfuhrwerkte, noch gelebt und gestrandet wäre, hätten sie sich darum gestritten, wem das beste Stück gehören solle.

Aber der Sturm war noch immer nicht zufrieden. Haufenweise warf er das Seegras auf den Strand samt allem, was darin lebte, und hinterdrein schmiß er Steine über Steine, alle mit Blasentang und Algen bewachsen, zwischen denen es von kleinem Getier wimmelte und krimmelte, und ganze Berge von Steckmuscheln und anderen Schaltieren häufte er an, und als die Sonne schon längst zur Ruhe gegangen war, schnauzte er noch immer in der Luft herum und trieb die See an, Leben um Leben auf den Strand zu schleudern, so daß die Möven und die Krähen am anderen Morgen, als der Nordost schon längst wer weiß wo war, nicht wußten, wo sie zuerst anfangen sollten, soviel Strandgut lag da, Butt und Dorsch und Knurrhahn und noch viel mehr und sogar ein Dornhai, an dem sich der Fuchs, der allnächtlich den Strand abpürscht, gütlich tat.

Am Morgen aber machte die See ein Gesicht, wie ein Säugling, der sich ganz vollgetrunken hat, und die Sonne lachte so freundlich, wie eine junge Frau, die tags vorher noch Braut war, so daß alle das Strandgut, das an der Flutmarke lag, nur so blitzte, und die Milliarden von Seefliegen, die darüber umherstoben, freuten sich ihres Lebens, denn ihr Tisch war reichlich gedeckt.

Denn was da blitzte und blinkte, schimmerte und flimmerte, das waren sterbende Muscheln und absterbende Fische, verschmachtende Krabben und verendende Quallen, vertrocknende Granaten und verdorrende Seesterne.

Und die Sonne lachte und die Möven kicherten und die Krähen freuten sich und desgleichen die Kinder der Badegäste, gab es doch so viele hübsche bunte Dinge zu finden auf dem großen Leichenfelde.

Und so lobte alles den guten Nordost, denn er sorgte so schön für viel Strandgut.

Ein Waldspaziergang.

„Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!“ dachte der Nordostwind.

Er konnte es einfach nicht mehr ansehen, dieses Gezippel und Gezappel. Hier löste sich ein Blatt vom Baum und genierte sich langsam zu Boden, da tat eins, als mache ihm das Spaß; aber als es da unten war, versuchte es wieder emporzuhüpfen, was ihm aber vorbeigelang.

„Keine Faulheit vorgeschützt, Kinder!“ sagte der Wind und machte sein Frisierbesteck auf. Erst nahm er den großen Kamm, ging damit den Bäumen über die Köpfe und sagte: „Aber hübsch still sitzen, sonst ziept's!“ und dann nahm er den engen, und gründlich ging er zu Werke, so gründlich, daß, als er endlich aufhörte und sagte: „So, nun seht ihr aber anders aus!“, die Bäume ziemlich dumme Gesichter machten und sich dachten: „Das stimmt; aber schöner sehen wir gerade nicht aus.“ Doch sagten sie das nur ganz leise, damit der Nordostwind es nicht hörte, denn, wenn der wütend wird, ist er etwas rücksichtslos.

Hier mitten im Walde ist eine große Blöße. Einst war sie mit hohen Buchen bestanden. Wie das nun gekommen ist, das weiß man nicht; jedenfalls lagen eines morgens dreitausend Buchen auf der Nase und zappelten mit den Füßen hilflos in der Luft umher. Der Zaunkönig, der dort in dem verrotteten Wurfboden einen solchen Lärm schlägt, als wäre er nicht einen Zoll, sondern drei Fuß lang, ist natürlich der Ansicht, daß der Ostwind ihm zuliebe den Windbruch ange-

fertigt habe, denn das Buschwerk, das darauf wächst, ist ihm gerade recht.

Warum soll der Zaunkönig nicht so denken? Hat der anthropozentrische Standpunkt seine Berechtigung, warum nicht auch der troglodytozentrische? Ein tüchtiger Zaunkönig wird bombenfest davon überzeugt sein, daß die Erde lediglich seinetwegen geschaffen sei, was er folgendermaßen auf das Beste beweist: „Alles was da ist, ist für mich nur so lange da, als ich es zu bemerken geruhe; verzichte ich darauf, indem ich von meinem Dasein Abstand nehme, so existiert weder die Erde, noch deren nähere und weitere Umgebung mehr für mich; folglich ist das alles meinetwegen da!“

Ja, der Zaunkönig, das ist einer! Ein Selbstbewußtsein hat er, wie ein Regierungsreferendar. „Nicht weit von hier in einem tiefen Taale,“ wie es im Liede heißt, sitzt zwar kein Mädchen an einem Wassersaale, denn dafür eignet sich die augenblickliche Jahreszeit nur mangelhaft, aber die Wasseramsel, eine Großfolioausgabe des Zaunkönigs bis auf den Gipsverband, den sie vor der Brust trägt, als wäre sie ein Festredner oder ein Deputationsmitglied. Aber sonst ist sie einfach ein auseinandergegangener Zaunkönig, macht genau solche schönen Knickse, wie dieser, singt, wie dieser, nur ist er eine Kleinoktavausgabe davon. Ist das nicht sonderbar? Dieser Däumling hat eine Stimme wie ein Feldwebel, und seine große Ausgabe singt um neunundneunzig Hundertstel leiser. Das ist einer jener beliebten Witze von Frau Natur, mit dem sie es den Menschen abgewöhnt, sich auf Analogien zu verlassen.

Dabei kommt überhaupt nicht viel heraus denn welchen Sinn hat es, daß der Zaunkönig und die Wasseramsel sich mitten im Winter hochgradig lyrisch benehmen? Wenn das der Kreuzschnabel tut, dessen Weizen in Gestalt von Fichtensamen im Winter blüht, so daß er seinen Liebesfrühling usw. um diese Zeit feiert, dann hat das noch einen gewissen Nutz-

wert, den wir aber gänzlich bei dem Gesange obbemeldeter beider Vögel vermissen. Vögel singen nur, um bei den Damen ihres Herzens Eindruck zu schinden; das ist wissenschaftlich festgestellt. Der Zaunkönig und die Wasseramsel singen aber auch ohne derartige eigennützige Nebenabsichten, sie singen vollkommen unentgeltlich, wenn man nicht annehmen will, daß sie auf Vorschuß Eindruck schinden und sich den Winter über in empfehlende Erinnerung bringen wollen, bis die Zeit kommt, da die Sache ihre süßen Zinsen trägt. Vielleicht wollen sie sich aber mit ihrem Singsang auch etwas über die sieben mageren Monaten hinwegtrösten; denn, da sie beide Insektenfresser sind, müssen sie sich ziemlich notdürftig durchschlagen.

Der Zaunkönig hat übrigens noch eine sonderbare Angewohnheit, das heißt, insoweit er zum stärkeren Geschlechte gehört. Er baut sich nämlich auch im Winter ein Nest, und zwar nicht zu dem Behufe, um darin Eier zu legen, denn das will und kann er nicht, sondern nur so. Und in einem solchen Neste sitzt dann oft nicht nur ein einziger Zaunkönigherr, sondern oft zwei bis siebzehn Junggesellen, beziehungsweise Strohwitwer, eine Tatsache, die ihresgleichen nur noch in England und davon beeinflußten Ländern hat, wo die unbeweibten Männer sich Klubhäuser bauen und sich darin nach der Schwierigkeit mopsen, obgleich sie so tun, als wäre das Gegenteil der Fall. Aber, du lieber Himmel, die reichhaltigste Bücherei, der vollste Weinkeller, das teuerste Billard, die großartigste Küche und die feinsten Klubmitglieder mit den hochwohl- und hochgeborensten Namen, auf die Dauer wärmen sie das Herz doch nicht so, wie eine einzige kleine Frau. So denkt wenigstens der Zaunkönig, denn sobald es eben geht, pfeift er auf die ganze Klubherrlichkeit und sucht sich eine, der er gerade so gut gefällt, wie sie ihm.

Im Winter kommen überhaupt manche Vögel auf die viereckigsten Gedanken. Da ist z. B. der große Buntspecht, ein

auch insofern höchst bedeutungsvoller Vogel, als er schon, ehe andere Leute daran dachten, durch eine schwarz weiß rote Tracht ausdrücklich für den deutschen Reichsgedanken Propaganda machte. Er hat ein riesiges Anschlußbedürfnis und da er bei den weiblichen Exemplaren seiner Art über Winter in dieser Hinsicht auf ablehnende Haltung stößt, ohne Gesellschaft aber nicht leben kann, so gestattet er es den Meisen, Kleibern, Baumläufern und Goldhähnchen hinter ihm herzuzotteln und sich zu benehmen, als sei er ihr Manager von der Reisefirma Cook, der ihnen einen Reiseplan über die sehenswertesten Bäume und bemerkenswertesten Büsche zusammengestellt hat und nun in aller Eile das vertragsmäßige Pensum abhaspelt, ohne sich auf Sonderwünsche einzulassen. Kaum macht es sich eins von ihnen irgendwo bequem und bewundert die schöne Aussicht auf besonders fette Frostspanner und dergleichen, schon treibt der Specht mit hartem Rufe zum Aufbruche, und mit einem wehmütigen Blicke muß die niedliche Pimpelmeise den schönen Frostspanner halbaufgegessen stehen lassen.

Mit diesen Frostspannern ist das auch ein eigen Ding. Ende Oktober, wenn jeder Schmetterling, der etwas auf sich hält, sich entweder zur Winterruhe verkriecht oder sich der Einfachheit halber gänzlich aus dem Dasein drückt, dann kriecht, unglaublich aber wahr, der Frostspanner, dieser unverfrorene Geselle, aus der Puppe und tut so, als wäre dann Frühling, das heißt, er flattert nach dem alten und bewährten Liebesleutesprüchlein: „Im Dunkeln ist gut munkeln," in der Dämmerung auf die Brautschau aus. Und nun kommt das Ulkigste. Die Frostspannerin ist ungeflügelt; sie kann nicht fliegen, sondern nur kriechen. Irgend welche Emanzipationsbestrebungen gehen ihr völlig ab. So ein bißchen Liebe und recht viel Eierlegerei, das füllt ihr Dasein zur Genüge aus; das Fliegen überläßt sie den Herren Männern, die davon auch so lange Gebrauch machen, bis der Frühling kommt. Wenn dann dieser sein Extrablatt, den Zitronenfalter, zu versenden

beginnt, wenn der Fink sieht, ob er es noch kann, das Singen nämlich, und die Waldblumen das Talent zum Blühen nicht länger halten können, verläßt der Frostspanner mit Prost Rest das Lokal und stirbt in der ausdrücklichsten Weise.

Warum macht er es nicht so wie diese kleine salatgrüne Heuschrecke da? Den ganzen Sommer hat sie sich oben in den Kronen der Buchen auf das angenehmste vergnügt. Jetzt aber befindet sie sich ganz unten an den Stämmen der Bäume, feiert da mit irgend einem ebenso grünen Männerchen Hochzeit, ritzt dann mit dem Schleppsäbel, den sie stets bei sich trägt, die Rinde, legt in der Ritze die vorschriftsmäßige Anzahl von Eiern ab und stirbt dann in dem zufriedenen Bewußtsein, daß im nächsten Sommer genug ihrer Art da sein werden, um den Blattläusen das Leben sauer zu machen. Sie könnte sich ja den Weg bis dicht über den Waldboden sparen, könnte ihre Eier auch oben in den Ästen ablegen; aber ihr paßt es besser so, oder vielmehr, es ist einmal so Mode, und die gute Sitte ist bei den Tieren noch viel wirksamer, als bei den Menschen, wenn sie sich auch noch so viel auf Zylinder, Frack und Lackschuhe einbilden.

Wenn nun besagte Heuschrecke das Zeitliche rechtzeitig segnet, ehe es zu ungemütlich in der Natur wird, so denkt die Wintermücke anders, nämlich, denkt sie: „Was der Frostspanner kann, kann ich auch.“ Somit liegt sie solange als Puppe im faulen Laube, bis sämtliche anderen Mücken dankend auf das Dasein verzichtet haben, und dann erst tritt sie in Erscheinung und führt, sobald die Sonne nur ein einigermaßen freundliches Gesicht macht, Hochzeitstänze auf, als habe sie keine Ahnung, welchen Monat der Kalender angäbe. Aber das hat sie wohl; sie singt zwar nicht: „Der Mond ist unsere Sonne“, wie Schillers Räuber, sondern protzt mit Abhärtung, treibt Wintersport und behauptet, jetzt sei erst die richtige Zeit, um sich zu amüsieren; nachts werde es ja oft etwas frisch, aber am Tage sei es um so schöner. Das verletzt

natürlich alle Brummfliegen und ähnliche Tiere, die gegen Zug empfindlich sind und eine Heidenangst vor kalten Füßen haben, sehr, aber darauf nimmt das unverfrorene Tier auch nicht die geringste Rücksicht, zumal sie von anderer Seite in ihrem lästerlichen Gebaren noch unterstützt wird.

Denn wenn es schon Schnee gibt, hüpft im Moose ein Tierchen umher, das zwar nur zwei Millimeter lang oder vielmehr kurz ist, aber derartig abgehärtet ist, daß ein Eisbär dagegen ein Weichling ist. Schneefloh nennt sich dieses Tier wegen seiner Schneebegier, denn mit Vorliebe hüpft es frisch, fromm, fröhlich, frech und froh, zwar ohne Sprungbrett, doch mit einer eigens dazu an seinem Hinterviertel angebrachten Gabel, über den Schnee und veranstaltet, ohne allerdings den geringsten Anspruch auf Berücksichtigung durch die Sportpresse zu machen, die tadellosesten Schiwettläufe mit Hoch- und Weitsprüngen, mit und ohne Schanzen, sogar ohne jubelnde Korona und Ehrenpreise, lediglich aus Freude an gesunder Bewegung und einer unnatürlichen Lust an der Kälte. Noch viel toller treibt es der Gletscherfloh, denn zu einer Zeit, da alle Schutzhütten geschlossen sind, macht er die schwierigsten Hochtouren, ohne die geringste Angst vor Staublawinen und dergleichen zu verraten, und ebenso wie er, macht es der Gletschergast, ein Tierchen, das zu den Orthopteren gehört, also zu den Heuschrecken und Libellen, von Rechts wegen also dann, wenn es anfängt, zu leben, längst tot sein müßte.

Aber was fragt die Natur darnach, wie es eigentlich sein soll; sie macht es wie der Pfarrer Aßmann und amüsiert sich damit, den Menschen, der ihr mit dem Mikroskope und dem Seziermesser auf den Leib rückt, in der scherzhaftesten Weise an der Nase herumzuführen. Hier am Baume kriecht, obgleich wir doch kaum acht Grad in der Sonne haben, eine splitterfasernackte graue Schnecke umher und nimmt ein ausgiebiges Luft- und Sonnenbad. Die Gehäuseschnecken, die doch warm angezogen sind, haben sich schon längst verkrochen, zu allererst

die Weinbergschnecke, die den dicksten Rock anhat. Dagegen die Vitrinen, die sozusagen im Hemde herumlaufen, krabbeln quietschfidel im naßkalten Laube umher, und erst die Daudebardien, die nicht viel mehr als eine Badehose anhaben, erst recht, und den Sommer über stecken beide in den kühlsten Bachschluchten. „Jetzt aber," sagen sie, „kann man es schon eher aushalten," und so wimmeln sie überall im Walde umher und machen sich aus ein bißchen Schnee und Frost nicht das Geringste.

Man sieht daraus, was eine planmäßige, von Geschlecht zu Geschlecht fortgesetzte Abhärtung macht, und wenn der Mensch nicht ein mit Vernunft und freiem Willen begabtes Wesen wäre und also in der Lage ist, von diesen beiden Fähigkeiten einen möglichst unzweckmäßigen Gebrauch zu machen, dann würde er sich nicht den ganzen Winter über mit einem Riesen- oder Abgottsschnupfen plagen und die Influenza nicht erfunden haben. So aber überheizt er seine Wohnung, zieht einen Überzieher an, in dem er sich nicht rühren kann, und der ihm die Oberhaut völlig verweichlicht, und nachher macht er unziemliche Bemerkungen über den Winter und die Vorsehung und erklärt den November usw. für eine Jammerzeit.

Die beiden Seeigel.

Vor dem Fenster der Jagdbude, das nach Süden zu liegt, steht ein schwerer alter Eichentisch mit Kugelfüßen; darauf habe ich ein buntes Stilleben aufgebaut.

Auf jeder Ecke des Tisches steht ein großer, brauner Steinguttopf, genau den vorgeschichtlichen Aschenurnen nachgebildet, die man in der Heide oft in den Hügelgräbern findet. Der Töpfer, der sie anfertigte, wollte sie als Suppenterrinen in den Handel bringen, aber die Bauern wollten sie nicht haben.

Den einen Topf brauche ich als Aschbecher; der andere beherbergt schöne Federn vom Bussard, Reiher und Kolkraben, die ich bei der Pürsch auflas, ein ganz verrückt geformtes silbergraues Wacholderstämmchen, einige Zweige blühender Heide, rote und weiße, meine Pfeife und das Waidmesser.

Zwischen den beiden Töpfen stehen zwei zinnerne Standkrüsel, einer davon mit Stundenglas, und ein zinnener Hängekrüsel. Ich fand sie in der Rumpelkammer der Bauern. Dann liegt da noch ein fußlanges Steinbeil, das auf einem einsamen Hof als Uhrgewicht diente, bis ich es für einige Bücher eintauschte, und eine abgeschossene Kugelpatrone. Die Kugel liegt daneben; sie zerriß einem Bock das Herz. Dann sind da noch zu sehen: der Schädel des Bockes mit einem dicken Busch Tannenbärlapp zwischen den brav geperlten Stangen, ein großer, brauner Bockkäfer, eine scharlachflügelige Schnarrheuschrecke, eine halbe Lanzenspitze aus Feuerstein, ein alter

Messingleuchter, eine stählerne Lichtschere und zwei versteinerte Seeigel.

Der eine ist blond, der andere ist bräunlich. Den brünetten fand ich auf einem schmalen Heidpatt an der Grenze der Jagd, an dem Abend, als ich im Stangenholze den Bock schoß. Der blonde lag auf der Landstraße. Ich wischte mit einem Kiefernzweige die Wildfährten aus und fand ihn. Ein Hirsch hatte ihn aus dem Boden getreten.

Die beiden Seeigel haben eine Geschichte. Sie gehörten einmal zusammen. Es ist kein Zufall, daß sie jetzt wieder zusammen sind. Sie liebten sich einst, denn es ist ein Männlein und ein Fräulein, ein blonder Herr und eine brünette Dame.

Im Eismeer war es, hoch oben im Norden, da sah er sie. Sie saß im Tang an der Küste. Als sie ihn sah, kokettierte sie mit ihm. Da war er geliefert. Er krabbelte auf seinen vielen Füßchen an sie heran und sagte ihr galante Dinge. Das gefiel ihr. Das hatte ihr noch keiner gesagt. Sie war etwas kurz und dick und es gab hübschere Seeigelinnen als sie. Er war unglaublich verliebt in sie. Er fand alles reizend an ihr, sogar die mangelnden Stacheln auf der linken zweiten Reihe. Auch ihren etwas schleppenden Gang. Und wenn sie ihm lachend ihr laternenähnliches Gebiß zeigte, dann kugelte er vor Freude auf dem Meeresgrunde herum. Sie war ihm treu, denn augenblicklich verkehrte in der kleinen Bucht kein Seeigelherr mehr.

Eines Tages erschien aber ein Seeigelgigerl in der Bucht. Er hatte zwar kein Gemüt, aber modernere Stacheln als der Blonde, Stacheln mit bunten Ringen und mit Knöpfen an den Enden. Er wußte allerlei Schnurren und Witze, die der Blonde nicht kannte. Ganz reizend erzählte er die Geschichte von dem verliebten Hering und der Auster. Das Seeigelfräulein hatte keinen psychologischen Scharfblick. Es sah nur auf die glänzende Außenseite. Ihr gefiel der Flirt des Elegants aus der großen Bucht besser, als das ewige „Ich bete

dich an!" des Blondins. Sie gab ihm ihr Herz. Er nahm es an mit der eleganten Nonschalance des alten Roués.

Der blonde Seeigel mit der treuen Seele war zu betrübt, um länger am Daseinsbewußtsein Genuß zu finden. Er krabbelte aus der Salzflut, kroch bis zu einem Süßwasserbach, der sich in das Meer ergoß, verfluchte das weibliche Geschlecht im allgemeinen und seine treulose Liebste im besonderen und mordete sich dann nach Seeigelart durch Ersäufen in Süßwasser. Er verlor seine einfachen Biedermannsstacheln und der Schlamm bedeckte und begrub ihn.

Sechs Wochen verlebte die Brünette mit ihrem Elegant unter Küssen und Rosen. Dann wurde ihm die Sache fade. Er fand sie zu korpulent, er bemerkte, daß ihr drei Stacheln fehlten, er langweilte sich bei ihren Liebkosungen. Als sie von einer standesamtlichen Befestigung ihres Verhältnisses sprach, schützte er eine dreitätige Geschäftsreise vor, nahm kühl Abschied und kam nicht wieder.

Die Seeigelin raufte sich die Stacheln, als er nicht wiederkam und kokettierte weiter. Aber sie hatte kein Glück damit. Die Geschichte mit dem Selbstmord ihres treuen Anbeters hatte sich herumgesprochen. So lebte sie denn mürrisch in ihrer muffigen Felsenecke in Freundschaft mit einem alten Knurrhahn, der auch den Anschluß verpaßt hatte, und hoffte immer noch, daß der Treulose wiederkommen würde.

Der aber kam nicht. Er machte eine gute Partie, wurde aber, da er etwas eilig gelebt hatte, sehr früh neuralgisch und verlor alle Stacheln. Sein größter Kummer war, daß die Jugend so sittenlos war, und das Alter nicht achtete. Der Ärger darüber verschaffte ihm ein Gallenleiden, das ihn langsam, aber schmerzlich tötete.

Bald darauf starb auch seine verlassene Geliebte an einem Herzschlag; sie konnte den Verlust ihres letzten Stachels nicht überleben, eitel, wie sie noch auf ihre alten Tage war.

Einige tausend Jahre ruhten die drei im Schlamm, der sie mit festen Krusten umgab. Da paßte eines schönen Tages die Frau des Erdriesen, der tief unter dem Berge wohnte, nicht auf und ließ das Essen überkochen. Der kochende Brei floß über Berg und Tal, lief in alle Ritzen und sickerte in alle Spalten. Auch in die Grüfte der drei Seeigel floß er und füllte sie aus.

Als der Erdriese nach Hause kam und seinen Walfisch in Gelee nicht fand, wurde er grob. Er nannte seine Frau ein bötsches Dier und ein Dussel und trat den ganzen Berg in den Klumpen. Da plumpste der in das Eismeer, und das lief ein bißchen über, bis nach Deutschland hinein, und schwemmte eine Hand voll Sand, Steine, Lehm und Schutt mit und setzte das Alles in der Lüneburger Heide ab. Die drei versteinerten Seeigel wurden mit fortgeschwemmt. Sie machten allerlei unterwegs durch und später auch noch manches.

Nachts um zwölf Uhr, wenn das Käuzchen auf dem Dache ruft und mein Hund den Mond anheult, regt sich das alte Leben in den Steinen. Dann knistern sie sich ihre Geschichte zu, ich höre ein leises Aneinanderklappen der beiden Schnäuzchen und vernehme, wie sie sich ihre Leiden erzählen.

Er redet immer von seiner Liebe und seiner Sehnsucht und wie glücklich er sei, jetzt bei ihr sein zu können. Es wäre ja schöner, hätte er noch seine Stacheln und könnte sie zärtlich umkrabbeln, aber er sei auch so zufrieden.

Sie hat andere Leiden. Erst haben sie die Haidschnucken getreten, dann hat eine Krähe an ihr herumgehackt, dann habe sie ein Hase weggekratzt, schließlich habe eine dicke Ricke drei Stunden auf ihr gesessen. Unverschämtheit! Ein anderes Mal sei ein Mistkäfer gekommen und habe an ihr herumgeschnüffelt. Solche Frechheit! Von Ruhe keine Spur. Eben scharrt eine Birkhenne sie hierhin, dann stößt ein Keiler sie dahin, dann schleudert ein Hirsch mit seinen Schalen sie wieder ein Ende weiter. Zu rücksichtslos! Ein anderes Mal radelt

ihr ein Mensch über die Seite, dann trampelt der Nagelschuh eines Bauern auf ihr herum, dann die Gummisohle eines pürschenden Jägers. Bald setzt sich ihr eine Wasserjungfer auf die Nase und kitzelt sie mit den ekligen dünnen Beinen, bald macht ein Trauermantel dasselbe. Ein Junge kommt, nimmt sie und schmeißt nach einem Vogel mit ihr. Der Schäfer wirft sie mit der Schüppe seines Stabes nach einem Schnuckenbock, der in die Lupinen will. Dann kommt eine alberne Heuschrecke, sitzt auf ihr eine Stunde herum und fiedelt in einer Tour dieselbe stumpfsinnige Weise. Das macht einen schließlich ganz nervös! Dann haut ein Bauer Plaggen und schmeißt sie auf den Wagen. Sie kommt mit der Streu in den Kuhstall. Auch kein Vergnügen, mein Freund! Dann gerät sie mit dem Dünger auf die Landstraße und fällt vom Wagen. Jeder Mensch, der vorbeikommt, tritt auf sie. Auch die Kühe. Ein Leutnant reitet mit seinem Burschen vorbei. Natürlich kriegt sie ein Eisen auf den Kopf. Und noch nicht einmal das des Leutnants. Ja, ja, mein Lieber, wenn man nicht mehr jung und hübsch ist!

Er tröstet sie. Für ihn sei sie immer noch jung und hübsch. Auch ihm sei es ja schlecht gegangen. Aber das sei alles Nebensache, nun er sie wieder habe.

Dieser Tage fand ich einen dritten Seeigel, einen sehr schäbigen. Ich legte ihn auch auf den Tisch. Am anderen Morgen fand ich, daß der brünette Seeigel an ihn herangerückt war. Als ich die folgende Mitternacht aufwachte, hörte ich ein leises Klappen. Ich machte Licht und sah, daß der brünette und der neue Seeigel sich geküßt hatten. Der Blonde lag abseits und hatte Kummerfalten um die Nase. Ich paßte die nächste Nacht auf und hörte, wie der neue Ankömmling der Dame versicherte, sein Vater habe ihn zu der Heirat gezwungen, sein Herz hatte immer ihr gehört. Da sagte sie, das habe sie auch immer geglaubt, und sie sei glücklich über seine Worte. Da hörte ich ein leises Knistern, dann ein Klappen, ein Pol-

tern und Krachen. Ich steckte die Lampe an und sah den Blonden an der Tischkante. An der Erde lagen die Trümmer des anderen. Der Blonde hatte ihn in den Abgrund geschleudert. Da der andere innen morsch und kreidig war, so hatte er den Sturz nicht ausgehalten.

Seitdem liegen die beiden wieder zärtlich nebeneinander und halten ihre Nasen zusammen. Er ist glücklich, daß sie ihn liebt. Und sie liebt ihn wirklich treu und innig. Denn ein dritter liegt ja nicht auf dem Tisch.

Fallaub.

Die Natur ist das Beste, was wir in der Art haben; darum sollen wir von ihr soviel wie möglich Gebrauch machen, und nicht nur in den dazu besonders geeigneten Jahreszeiten, sondern auch jetzt, wo es oft zu Hause entschieden gemütlicher ist, als außerhalb unserer vier Pfähle, einmal aus gesundheitlichen Rücksichten, und dann überhaupt und so.

Denn auch augenblicklich, da eine Menge von Singvögeln unbekannten Aufenthalts verzogen ist, andere zwar hier blieben, doch aus nur ihnen bekannten Gründen auf die Ausübung der Gesangskunst verzichten, da ferner die Schmetterlinge durch gänzliche Abwesenheit glänzen und das, was noch von Blumen da ist, mehr unser Mitleid erweckt, denn unser Herz erfreut, lohnt sich, abgesehen davon, daß wir dadurch unsere roten Blutkörperchen in nützlicher Weise vermehren, ein Spaziergang bei bescheidenen Ansprüchen immerhin, vorausgesetzt, daß nicht gerade Jupiter pladdrius sämtliche Leitungshähne aufgedreht hat.

Wer natürlich Nachtigallen, schweißtreibende Sonnenwirkung, Baumblüte und ähnliche Delikatessen verlangt, soll eine Wanderung durch den Wald ihm das Gemüt laben, der wird nicht auf seine Kosten kommen und tut besser, seinen Koffer und sich zu packen und den Süden aufzusuchen, wo oben genannte Einrichtungen sich in Permanenz erklärt haben; der Mittelstand kann das aber nicht, und so nimmt er, bescheiden, wie er ist, sozusagen mit einer Mittelstandsnatur vorlieb, freut sich an dem, was ihm geboten wird, und auf das,

was später noch kommt, macht sich dabei seine Gedanken und hat auf diese Art ein billiges und bekömmliches Vergnügen.

Wie anregend ist z. B. nicht die Verfärbung des Laubes und der Blätterfall? Warum werden die Blätter erst gelb oder rot, ehe sie abfallen? Der Pflanzenphysiologe erklärt das durch gewisse chemische Veränderungen, die in dem Blattgrün vorgehen, und deren Hauptzweck darin besteht, daß im Spätherbste die Säfte der Blätter in den Baum zurücktreten. Na ja, das ist eine naturwissenschaftliche Erklärung, aber um die Natur zu verstehen, genügt die Naturwissenschaft durchaus nicht.

Der ernste und besonnene Forscher, den keine metaphysischen Anwandlungen und keine ästhetischen Sentimentalitäten von der geraden, aber etwas langweiligen Bahn der exakten Wissenschaft abbringen, wird hohnlachen, wenn man z. B. sagt: Die bunte Färbung des Waldes ist eine Art von Fastnachtkleidung. „Übermorgen ist Aschermittwoch, da fängt die magere Zeit an“, sagen die Bäume, und die Blätter, die das hören, nehmen sich diesen Wink zu Herzen, schmeißen sich in die verrücktesten Dominos und führen sich auf, als hätten sie Henkell trocken oder eine andere bessere Flüssigkeit im Leibe, bis sie müde und stark verkatert einen langen Schlaf tun.

Oder aber, wer auf den anthropozentrischen Standpunkt eingeschworen ist, also seine Wenigkeit und Seinesgleichen als das zu betrachten gewohnt ist, um das sich die ganze Natur dreht und auf das sie die gebührende Rücksicht nimmt, der wird vielleicht auf den ein wenig nach Einbildung schmeckenden Gedanken kommen, daß die Natur das so eingerichtet habe, damit der Mensch sich auf den Herbst freue und nicht, sobald dieser seine Visitenkarte abgibt, sich Heulen, Zähneklappern und ähnlichen unerfreulichen und unbekömmlichen Beschäftigungen hingebe. Wie gesagt, ist dieses eine Theorie, die auf wissenschaftliche Beweiskraft sehr wenig Anspruch machen kann; deshalb ist sie doch sehr hübsch und schon aus

diesem Grunde wertvoller, als die Feststellung, daß der Mensch vom Affen abstamme.

Aber warum verlieren viele Bäume im Herbst ihr Laub überhaupt, wo doch die Nadelbäume das nicht tun? Tja, das kann man mit der Zweckmäßigkeitstheorie sehr einfach erklären, z. B. damit, damit die Landleute billige Streu haben, damit kleine Jungens darin bis an die Knie herumrauschen können, damit lyrische Dichter aus ihrer Leier das zum Leben nötige Quantum Herbststimmung herauszupfen können usw. usw. usw. Viel naheliegender aber ist folgende anthropozentrische Erklärung: damit der Mensch einsieht, wie herrlich die Architektur eines Baumes ist, und hingeht und englisiert und koupiert und verschimpfiert in Alleen und Anlagen die Bäume, damit kluge Leute einsehen können, wie man es nicht machen soll.

Ja, das Fallaub, das Fallaub, man kann sich schon allerlei Gedanken darüber machen. Warum z. B. verlieren die Jungbuchen die Blätter nicht im Herbst, sondern erst im Frühling, ehe das neue Laub kommt? Wahrscheinlich, Verehrtester, weil sie in ihrer kindlichen Einfalt nicht fest genug davon überzeugt sind, daß ihnen im Frühjahr auch wieder Blätter geliefert werden und sie denken: „Was einer hat, das hat er, und was er los ist, kriegt er sobald nicht wieder“. Mit der Zeit kommen sie schon dahinter und entledigen sich schon im Herbste der Blätter nach der Väter Weise. Vielleicht behalten sie sie aber in der Jugend auch aus jener kindlichen Eigenartssucht, die junge Dichter, Musiker, Maler usw. für ein Zeichen von Genialität halten, bis sie, wenn ihre Haare kürzer und ihr Verstand etwas länger ward, dahinter kommen, daß schließlich Goethe, Beethoven und Böcklin nicht ganz zu verwerfen und schon wert sind, daß man sich ihre Technik ein wenig ansieht.

Dann ist ferner da die Geschichte mit der Lärche! Was ist das nun wieder für eine Sache? Ist ein Nadelbaum,

also von Rechtswegen nach dem einfachsten Koniferenkomment verpflichtet, sich nicht im Herbste gänzlich zu mausern, sondern die Nadeln zu behalten. Fällt ihr aber gar nicht ein, benimmt sich durchaus nicht standesgemäß, zeigt keine Spur von Solidaritätsgefühl, marquiert kalt lächelnd das Laubholz und entblödet sich nicht, im November Nacktvorstellungen zu veranstalten. Erkläre mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur? Nichts einfacher als das! Ausnahmen bestätigen die Regel, sagt das Sprüchwort. So ist diese Anomalie schon dadurch erklärt. Ferner kann man sagen: die Lärche weiß, wie hübsch sie auch ohne Nadeln ist. Wer schlägt im Ballsaale alles tot, die dicke Madam mit dem brillantenbesäten Woge- und Wallebusen unter dem langweiligen Doppelkinngesicht, oder die Frau, an der nichts brillant ist, außer der Figur und dem Antlitz? Verstanden? Na also!

Nun noch eine Frage: Warum behalten aber die übrigen Nadelhölzer die Nadeln? Ja, da sitzen sie fest, mein Lieber! Mit der Wissenschaft bekommen Sie das nie heraus, da müssen Sie schon gründlicher zu Werke gehen. Lassen Sie nur die Pflanzengeographie und die Physiologie und das ganze übrige botanische Besteck in der Tasche, auch den sogenannten gesunden Menschenverstand, und klappen Sie die Phantasie dafür auf! Sehen Sie, das hilft sofort! Nicht wahr, wenn alle Tannen, Kiefern, Fichten und Wacholder im Herbste sich bis auf die Haut auszögen, zum Umkommen wäre es dann in unseren Gegenden, nicht zum Aushalten wäre es. So aber, wenn über der verschneiten Flur im kahlen Wald grüne Wipfel in der Sonne leuchten, läßt sich die Landschaft schon ertragen, abgesehen davon, daß es doch auch Weihnachtsbäume geben muß. Die Einrichtung hat also nebenbei auch noch ihren praktischen Wert.

Es ist übrigens immer verfehlt, zu fragen, warum ist dies oder das in der Natur so, denn ob Ihnen das paßt oder nicht, Wertgeschätzter, die Natur ist dazu da, daß wir uns

ihrer erfreuen, aber nicht, damit wir sie nun auf Herz und Nieren prüfen und Rechenschaft von ihr verlangen, warum dieses so und das so ist. Hier und da tut sie uns ja den Gefallen und erlaubt uns etwas Topfguckerei, aber ihr Kochbuch gibt sie schon nicht her; so dumm ist sie nicht. Denken Sie bloß dieses Unglück, wenn wir hinter alle ihre Geheimnisse kämen! Fünf Minuten nachher würden wir uns elend bei ihr mopsen. So, wie es ist, stehen wir uns bedeutend besser, können je nach Veranlagung und Neigung in tiefsinnigen Versen allerlei aus ihr heraus- oder in sie hineingeheimnissen und uns symbolistisch benehmen, oder ihr mit Geduld und Sp-ezialstudium irgend einen kleinen Kniff abluchsen und dadurch unser Selbstbewußtsein auf einen höheren Pegelstand bringen oder auch nur, wie heute, im erhebenden Bewußtsein, durch keine kalten wissenschaftlichen Kenntnisse belastet, so dahinzuschlendern, uns an den letzten goldenen Blättern der Birke, an dem leuchtenden Kupferrot der Jungbuchen, an dem bronzefarbigen Braun des Eichenlaubes, an der purpurnen Färbung des Hartriegels und an alle den frechen und schüchternen Tinten und Tönen erfreuen, mit denen sich die Blätter der Bäume und Büsche angetan haben.

Mögen die Gedanken, die wir uns darüber machen, und die Theorien, die wir darüber aufstellen, auch wenig Beweiskraft für die strenge Wissenschaft und ihre noch strengeren Priester haben, das stört uns das Vergnügen sehr wenig, es macht uns Spaß, wir freuen uns an ihnen, wie wir uns freuen am bunthinwirbelnden Fallaub.

Wissenswertes vom Hasen.

Außer dem Kriege in Marokko spielt sich augenblicklich noch eine andere Tragödie ab, nicht ganz so folgenschwer, nicht ganz so umfangreich wie die in Nordafrika, aber für die schwächere Partei von nicht minder einschneidender Bedeutung; das ist der Krieg, der in Mitteleuropa zurzeit gegen die Hasen geführt wird.

Woher die Feindschaft zwischen dem Menschen und dem Hasen besteht, das weiß man nicht. Nach der Schöpfungsgeschichte ist Feindschaft gesetzt zwischen dem Weibe und der Schlange; irgend eine Urkunde aber über die auffällige Feindschaft zwischen dem Manne und dem Hasen mangelt gänzlich.

Die Meinung, daß der Mensch den Hasen lediglich seines zarten und bekömmlichen Fleisches wegen verfolge ist irrig; auch das Eichhörnchen und der Sperling zeichnen sich durch wohlschmeckendes Fleisch aus, sind aber den Nachstellungen der Menschen wenig ausgesetzt.

Jedenfalls steht die Tatsache fest, daß, wenn der Tag der Eröffnung der Hasenjagd da ist, sonst ganz friedliche Leute und ehrbare Bürger von einem rasenden Blutdurst befallen werden. Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe, der Mann muß hinaus in die Ferne, er findet zu Hause keine bleibende Statt, was schert ihn Weib, was schert ihn Kind? Geschäft, Beruf, Gelderwerb, alles tritt vor der krankhaften Begier, möglichst viele Hasen zu töten, in den Hintergrund.

Es ist kein Wunder, daß der Hase deswegen eine große Rolle in der Literatur einnimmt. Die Dichter aller Zeiten

haben aus ihm immer gern einen lyrischen Hasenpfeffer oder einen gut gespickten Balladenbraten gemacht. Auch in der bildenden Kunst spielte er eine Rolle; die alten Ägypter bildeten ihn gern ab oder formten Amulette nach seinem Ebenbilde, denn sie hielten ihn für ein glückbringendes Tier. Das glaubt man auch heute noch, vorausgesetzt, daß er einem nicht über den Weg, sondern in die Küche rennt.

In der deutschen Literatur nimmt der Hase einen hervorragenden Platz ein. Ich erinnere nur an das bei aller Sinnigkeit durch seine raffinierte Kunstform bedeutende Gedicht, das anscheinend aus der vorkarolingischen Zeit stammt: Lepus, der Hase, Sedebat, er saß, In via, auf der Straße, Edebat, er aß.

Nicht minder bekannt ist das reizende Poem: Häschen in der Grube saß und schlief; Armes Häschen bist du krank, Daß du nicht mehr hüpfen kannst; Häschen hüpf, Häschen hüpf!

An die schwermütige Poesie Lenaus erinnert folgende Hasenballade: Zwischen Berg und tiefem Tal Saßen einst zwei Hasen, Fraßen ab das grüne, grüne Gras bis auf den Rasen. Als sie sich nun satt gefressen, Setzten sie sich nieder, Kam der Jägers-, Jägersmann, Schoß sie beide nieder.

Das folgende Lied, dessen Verfasser leider auch unbekannt ist, scheint der modernen impressionistischen Dichterschule anzugehören, wie man aus der grotesken Bizarrerie der Form und der messerscharfen Pointierung der Fabel schließen kann: Der Jäger und sein Hund Fanden 'n Hasen und Wollten ihn schießen, aber Derselbe lief in den Haber.

Der Hase ist dem Jäger so wichtig erschienen, daß er ihn zum Gegenstand einer besonderen Geheimsprache gemacht hat. In der Jägersprache heißt er im allgemeinen der Krumme, der männliche Has Rammler, der weibliche Satzhase, die Jungen Quartalshäschen, woraus aber nicht ähnliche Schlüsse zu ziehn sind wie beim Quartalssäufer. Der Schwanz heißt die Blume, die Beine Sprünge, die Ohren Löffel, die Einge-

weide Gescheide, das Fleisch Wildbret; ein Dreiläufer ist nicht etwa ein Hase mit drei Beinen, sondern einer, der zu drei Vierteln ausgewachsen ist.

Das Blut heißt Schweiß und hat einmal zu einem historisch beglaubigten Mißverständnis geführt. Eine hohe fürstliche Person schoß einmal bei einer Treibjagd auf einen Hasen, der so wenig devot war, daß er kein Schrot annahm. „Schweißt er?“ fragte der hohe Schütze. „Wenn er so am Laufen bleibt,“ meinte ein Treiber, „dann soll er wohl bald schwitzen!“

Der Hase findet nicht nur in der Küche, sondern fast ebenso viel bei der Herstellung von Sprichwörtern Verwendung. Ein Hasenfuß und ein Bangehase ist ein Mensch, der nach dem Vorbilde des Hasen das Hasenpanier ergreift, in der Vorsicht den besseren Teil der Tapferkeit erblickt und seinem Gegner dadurch, daß er einige Kilometer zwischen sich und ihn legt, die Möglichkeit zur Begehung leichterer und schwererer Realinjurien raubt. Der Spruch: „Viele Hunde sind des Hasen Tod“ ist ebenso bekannt wie die Redensart: „Da liegt der Hase im Pfeffer!“

Hasenpfeffer ist übrigens eins von den Dingen, die dem doppelten Kopfe des Janus gleichen. Es gibt Hausfrauen, die ihr Lebenlang in dem Wahne sind, man könne aus ein- und demselben Hasen ein gutes Pfeffer und einen schönen Braten herstellen; das ist eine der größten Verirrungen des Menschengeistes. Nein, ent- oder -weder; ein Mittelding gibt es nicht. Die Rippen, die Blätter, den Kopf, das Herz mit einer kilometerlangen Sauce bis an die Barrieren der Unmöglichkeit aufzubauschen und damit einem Mann, sechs Kindern und dem Dienstmädchen ein Mittagessen vorzugaukeln, das ist eine Vorspiegelung falscher Tatsachen in idealer Konkurrenz mit einem schweren Nötigungsversuch durch Ausnutzung der Wehrlosigkeit der betroffenen Personen.

Auch beim Braten des Hasen werden folgenschwere Fehler begangen; manche Hausfrauen verlangen, der Hase solle Hautgout haben, und lassen ihn solange unter dem Küchenfenster hängen, bis er aus Ekel vor sich selbst aus der Haut fährt. Länger wie acht Tage darf der Hase nicht hängen. Dann muß er gut gespickt und schnell gebraten werden. Wird der Hase richtig gebraten, so muß die Köchin einen Anfall von Hitzschlag erleiden. Wer mehr als zwei Gäste zum Hasenbraten einladet, ist ein Mensch ohne Gemüt, und wer keinen sehr alten, sehr guten Rotspon dabei gibt, verrät wenig Herz und hat keinen Anspruch auf unsere Freundschaft.

Der Hase ist leichter zu verdauen als zu erlegen; für die meisten Schützen ist er vorn zu schnell und hinten zu kurz. Die Art, ihn zu erlegen, ist verschieden. Ungebildete Leute fangen ihn in Schlingen. Ihn auf dem Anstand zu schießen, gilt für unanständig; als weidmännische Jagdart gilt es, wenn der Mensch in hellen Haufen zusammenströmt und ihn zu Hunderten erschlägt. Dem Hasen selbst kommen alle Jagdarten gleich gemein vor.

Nach allgemeinem Volksglauben frißt der Hase am liebsten Kohl. Das ist Kohl; weder Weiß- noch Rotkohl, weder Braun- noch Sauerkohl reizt ihn, wenn er etwas anderes hat. Erst wenn der Schnee fußhoch liegt, frißt er Kohl, bekommt aber meist die Kolik oder Cholera hinterher.

Nach dem Volksglauben schläft der Hase mit offenen Augen. Das ist ebenfalls nicht richtig. Woher dieser Glaube kommt, weiß man nicht; wahrscheinlich daher, weil die meisten Menschen beim Beobachten die Augen zuhaben.

Es gibt zwar Hühnerhunde, aber keine Hasenhunde. In der Hühnerjagdzeit bekommt der Hund Schläge, wenn er einen Hasen steht, in der Hasenjagdzeit, wenn er die Hühner sieht. Bald heißt es: „Pfui Has!“ und bald: „Pfui Vogel!“ Infolgedessen werden die meisten Hunde so verwirrt, daß sie

zur richtigen Zeit immer das Falsche oder zur falschen Zeit immer das Richtige tun.

Außer dem Menschen stellen auch Füchse, Habichte, Krähen, Katzen und Wiesel dem Hasen nach. Um nicht auszusterben, hat der Has es sich darum angewöhnt, sich drei- bis viermal im Jahre fortzupflanzen, was man den ersten, zweiten, dritten und vierten Satz nennt.

Regnet es im Frühjahr viel, so kommt der erste Satz um; regnet es im Spätfrühjahr, so geht der zweite Satz verloren; regnet es weiter, so geht es dem dritten und vierten Satz so, wie es dem zweiten ging, wenn es ihm so ging, wie es dem ersten ging.

Geht es dem Hasen schlecht, so bekommt ihm das nicht, und geht es ihm besser, so hat er auch nichts davon.

Es ist eben ein merkwürdiges Tier, der Hase.

Das Geheimnis der Bücherlaus.

Die anderen sprachen über den Kometen, und ich hörte nicht zu, wenn ich auch so tat. Habe ich einen tiefen Klubsessel und eine sehr gute Zigarre, so bin ich unglaublich duldsam.

Also sie redeten von dem Kometen, einer mit demselben Sachverständnis wie der andere; es verstand nämlich keiner von ihnen etwas davon. Sie sprachen von fixen und weniger fixen Sternen, von elliptischen Flugbahnen, den Marskanälen, der Periodizität der Kometen und anderen mir höchst gleichgültigen Vorgängen außerhalb unseres Privatplaneten, worauf sie auf Gedankenmetastase, Transsubstation, Unterbewußtsein und Doppelbewußtsein kamen.

Infolgedessen nickte jener Teil meines Bewußtseins, den ich für gewöhnlich fest in der Hand habe, ein. Meine Züge nahmen den Ausdruck völliger Ausdruckslosigkeit an, meine Seele befreite sich völlig von meinem Willen und tat, was sie wollte, und meine Augen durchdrangen das Wesen der Dinge, wie Hittorfsche Strahlen. Längere Zeit suchten sie nach einem geeigneten Objekt, bis sie schließlich auf einem Sonnenstrahl haften blieben, der dünn und bescheiden und blau durch den Spalt der Vorhänge kam, sich aber allmählich immer breiter machte, auf ganz unverschämte Weise die Zimmerluft in zwei Hälften teilte und sich schließlich als großer gelber Fleck auf der schwarzen Wassereichenplatte des Rauchtisches festsetzte und ein winziges Etwas, das dort hin- und herspazierte, mit einem riesigen Nimbus versah.

Ich drehte so lange an der Mikrometerschraube meines Sehnervs, bis ich ihn auf besagtes Geschöpf eingestellt hatte und erkannte, daß es eine Bücherlaus war. Anfangs dachte ich, es sei eine junge Atropos, dann aber stellte ich fest, daß es ein uralter Troctes war, denn es war fast einen ganzen Millimeter lang und hatte den lichten Elfenbeinton der Jugend bereits mit der Zigarrenkistenfarbe des Alters vertauscht. Ruhig und besonnen ging es auf der schwarz in schwarz gemaserten Holzplatte seiner Nahrung nach, führte sich zuerst einen Influenzabazillus zu Gemüte, nahm dann drei Schnupfenerreger zu sich und beschloß seine Mahlzeit mit dem Coccus der Zahnwurzelhautentzündung, worauf es sich mit den Vorderfüßen die Mandibeln putzte und sich dann der Verdauung hingab und träumerisch den Sonnenstäubchen lauschte, die munter auf- und abflogen und lustig dabei summten und säuselten.

Wie es kam, weiß ich nicht, aber mit einem Male war ich wieder zwanzig Jahre alt. Das war eine schöne Zeit. Ich dachte bloß an Holz- und Bücherläuse und schätzte junge Mädchen nur, wenn sie diesen Tieren, die ich als rücksichtsvoller junger Mann in Damengesellschaft Psociden nannte, genügend Verständnis entgegenbrachten. Ich hatte früher Goethe und Bismarck sehr verehrt; als ich aber in ihren Schriften nicht das geringste Anzeichen dafür fand, daß sie den Holzläusen Beachtung geschenkt hatten, setzte ich diese Männer in mir ab und erhöhte vor meiner Seele die wie Mac Lachlan, de Selys-Longchamps, Brauer, Rostock, Stephens, Bertkau und Hagen aus diesen Tieren ein Sonderstudium gemacht hatten, und als ich H. J. Kolbe kennen lernte, erstarb ich in Ehrfurcht, denn er hatte ein Dutzend unbeschriebener Arten entdeckt und die Monographie der deutschen Psociden geschrieben, ein Werk, das ich für den Gipfel der Weltliteratur hielt. Fünf Jahre lang sammelte, studierte und bestimmte ich Holzläuse und fand das reinste Glück bei dieser Beschäftigung, und

als ich eine unbeschriebene Art entdeckte, erfüllte Größenwahn mein Gemüt bis zum Rande.

Nun, nach mehr denn zwanzig Jahren, saß der Troctes vor mir, sah mich mit seinen altmodischen Augen an und schraubte meine Erinnerung um zwei Jahrzehnte zurück. Wie aus weiter Ferne klang das, was meine Freunde über Okkultismus sprachen. Ich mußte lachen. Okkultismus! Braucht es dazu somnambuler Medien, Trancezustände und Geisterschrift? Hier, diese Bücherlaus, knapp einen Millimeter lang, ist ein eben so großes Geheimnis, wie die Seele des Menschen. Wer das Geheimnis von Troctes kennt, dem ist Anfang und Ende aller Dinge vollkommen klar; er weiß alles. Und er weiß natürlich auch gar nichts, denn so ist es: je mehr wir wissen, um so mehr erkennen wir, wie wenig es ist. Die steinerne Sphinx der Wüste ist nicht so furchtbar, wie die Bücherlaus. Hätte Ramses der Große sie gekannt, er hätte ihr Bildnis, riesenhaft vergrößert, aus grauem Granit meißeln lassen und darunter die Worte gefügt: „Sie ist schrecklich; sie ist der Schlüssel zu allem Nichtwissen."

Nicht umsonst nannte sie der große Zoologe Müller Troctes divinatorius, die weissagende Bücherlaus. Er tat das nicht, weil man ihr nachsagte, sie verursache ein Klopfgeräusch, was übrigens nicht wahr ist, und sie verkünde damit das Sterben eines Menschen, sondern aus dem Humor einer tiefen Weltweisheit heraus, die an einem Insekt von Millimetergröße ebensoviel lernt, wie an einem Mammut. Und wahrhaftig, der Troctes kann weissagen; wer sich ihn genau ansieht, der findet die ganze Evolutionstheorie in ihm und die Lehre von der Konvergenz der Gattungen ist deutlich in ihm ausgesprochen. Er braucht nur die andere Bücherlaus, die hübsche, rotgepunkte Atropos, dagegen zu halten, um die Lehre von der ursprünglichen Einheit aller Dinge zu begreifen, um Monist oder Pantheist oder Materialist oder Deist oder Mono- oder Polytheist oder was er sonst will, zu werden, um

die Höhe der modernen Wissenschaft zu erklimmen, oder den Sprung in die Tiefen des Buddhismus zu tun, um die Weisheit mit Löffeln schöpfen zu können oder mit Dubois-Reymond sagen zu müssen: „Ignoramus, ignorabimus". Mit Sophokles wird er sagen können: „Nichts ist gewaltiger als der Mensch," und mit dem Dichter des Hohenliedes in die Klage einstimmen, daß alles menschliche Wissen eitel sei, denn Atropos und Troctes haben weiter nichts miteinander gemeinsam, als den Gruppennamen. Sonst ähneln sie sich so, wie eine Kuh und ein Pferd.

Die Holz- und Bücherläuse, von der Wissenschaft Psociden genannt, gehören nämlich zu den Gradflüglern oder Orthopteren, und sind mit den Heuschrecken, Grillen, Wasserjungfern, Eintagsfliegen, Köcherfliegen, Ohrwürmern, Küchenschwaben und ähnlichem Geziefer verwandt. Sie sind im allgemeinen, darwinistisch geredet, junge Insekten, und stehen als scheinbar fest abgesonderte Gruppe da. Nimmt man sich aber einen Troctes vor, so sieht man zu seiner Verblüffung, daß er viele Merkmale der uralten Insekten, der Apterygoten, besitzt, die völlige Flügellosigkeit, die altmodischen Augen, die primitive Ringelung, die einfachen Mundwerkzeuge, daß er also nach den Silberfischchen und Springschwänzen, diesen lebendigen Versteinerungen unter den Kerbtieren, hinneigt. Zudem führt jede Troctesart ein ganz anderes Leben, als die anderen; Troctes divinatorius lebt in Büchern, Troctes silvarum unter Kiefernrinde, Troctes formicarius bei Ameisen; ein Beweis, daß die Arten der Gattung sich schon in Urzeiten verschiedenen Berufsarten zuwandten. Die ganze Gattung Troctes aber spielt in der Systematik ungefähr die Rolle, wie der Rechtsfreisinn in der Parteibildung; sie verbindet die alten mit den neuen Insekten, oder tut wenigstens so.

Das ist aber noch gar nichts. Wer erst alle fünfzig bis sechzig bekannten deutschen Holzläuse studiert und das wenige, was aus Europa und den übrigen Erdteilen von dieser

Gruppe noch bekannt ist, auch die betrachtet, die uns der Bernstein und das Harz der Kopalsichten überlieferten, der schlägt sämtliche Hände über der Glatze zusammen und weiß nicht mehr, was er sagen soll. Im Bernstein fossil und in den Tropen lebend, finden sich Psociden, die beschuppte Flügel und Stacheln an den Beinen haben, also, ginge es allein danach, Motten, also Schmetterlinge sein müßten. Mithin liegt hier also wieder eine Brücke zu einer hochmodernen Insektengruppe vor. Außerdem findet sich in dem preußischen Bernstein eine Holzlaus, die Flügeldecken und ein Schildchen, wie die Käfer hat, und eine südeuropäische Art, Embidopsocus, ist sogar sehr verdächtig, verwandtschaftliche Beziehungen zu den Termiten zu unterhalten. Mit einem Worte: die Holzläuse sind unsichere Kantonisten, unzuverlässige Kandidaten, gehören, systematisch genommen, zur Fraktion Drehscheibe, hängen den Mantel nach dem Winde, tragen den Baum auf beiden, ja auf noch mehr Achseln, können den Systematiker zum Heulen und den Deszendenztheoretiker zum Hurraschreien bringen.

Da ist z. B. der Pseudopsocus, ein ganz verdächtiger Bruder, wie schon der Name andeutet. Jede anständige Holzlaus besitzt ein gerades zweites Fühlerglied; seins ist natürlich krumm. Jede Holzlaus, die etwas auf sich hält, hat einen gemessenen Gang; er wimmelt selbstverständlich so würdelos herum, wie eine Ameise. Da ist der Neopsocus, die Bertkauia und die Cäcilia, Psociden, von denen wir die Männchen nicht kennen, und die Kolbia, deren Männchen Flügel haben, während die Weibchen, wahrscheinlich aus Mangel an Nadelgeld, es dazu nicht bringen und noch als Mütter im Backfischröckchen, von den Entomologen Nymphentracht genannt, zum Skandal der Leute herumlaufen. Einmal ist allerdings auch ein geflügeltes Weibchen der Kolbia gefunden, und daß in dem Busch bei Münster, wo es erbeutet wurde, noch kein Denkmal steht, und daß der Entdecker nicht einen hohen Orden bekam,

das verdrießt mich über alle Maßen, denn der Mann, dem dieser welterschütternde Fund glückte, das war niemand anders als ich. Meine Freunde behaupten zwar, ich hätte die Natur bestochen, daß sie mir dieses eine Exemplar, das ein Kabinettstück des königlichen zoologischen Museums in Berlin bildet, eigens anfertigen ließ. Das ist aber nackte Verleumdung, denn so gut stehe ich mit der Natur nun doch nicht.

Allerdings, einige Geheimnisse habe ich ihr doch abgelauscht; ich kann nämlich Psociden herstellen, und zwar lebendige Psociden. Als H. J. Kolbe in meiner Sammlung die von ihm neu beschriebene Pterodela quercus in vielen Stücken fand, war er sehr erschüttert und fragte: „Woher haben Sie die?" Aber das Gesicht, das er machte, als ich antwortete: „Mach' ich selber!" das können Sie sich denken. Ich habe es ihm vorgemacht. Ich knickte an einer Wallhecke frische Eichenzweige ein, so daß das Laub grüntrocken wurde, und einige Wochen nachher war das seltene Tier zu Tausenden darauf zu finden, denn gewisse Pilze oder Algen, die auf grüntrockenem Eichenlaube leben und von denen es sich nährt, die es aber sonst selten findet, waren massenhaft da und erlaubten es ihm, sich bis an die Barrieren der Unmöglichkeit zu vermehren.

Das ist natürlich ein großer Erfolg, aber so stolz, wie auf mein geflügeltes Kolbiaweibchen bin ich doch nicht darauf, denn damit bewies ich die von mir aufgestellte Theorie, daß die ungeflügelten Kolbiaweibchen nur deswegen keine Flügel haben, weil sie bei uns in schlechten Verhältnissen leben und vor Haushaltssorgen nicht an die Vervollständigung ihrer Garderobe denken können. Als ich diese Theorie aufstellte, wurde ich ausgelacht. Da war die Natur so gütig, mir ein geflügeltes Weibchen herzustellen, ich trat die demonstratio ad bestiam an und stand groß da vor mir und allen Menschen, die in der Psocidologie den Gipfel des menschlichen Wissens sehen. Und das ist mein Trost: ich werde nicht vergessen

werden. Noch nach Äonen wird mein Name hell leuchten als der des Entdeckers des einen einzigen geflügelten Kolbiaweibchens!

Als ich diese Entdeckung gemacht hatte, zog ich mich aus der Psocidologie zurück. Es war ein guter Abgang, einer mit bengalischer Beleuchtung und Fanfarenklängen. Ich tat wohl daran, denn auch alle übrigen Holzlausspezialisten taten dasselbe und wandten sich anderen Gruppen zu. Die Psociden boten zu viel Schwierigkeiten. Schon die Tatsache, daß die Gruppe auf drei oder mehr Wurzeln beruht, daß sie die schärfsten systematischen Gegensätze in sich vereinigt, genügte, um den Blick der Forscher zu verwirren. Stammen die Holz- und Bücherläuse von den Silberfischen, den Motten oder den Käfern ab? Oder ist es umgekehrt: haben sie die Tendenz, Käfer oder Motten oder Silberfische zu werden? Handelt es sich um eine Erscheinung der Konvergenz oder der Divergenz, um eine zentrifugale oder zentripetale Tendenz? Nix Genaues weiß man nicht. Die Psocidologie ist und bleibt eine okkulte Wissenschaft; man tappt im Dustern bei ihr. Denn es ist unergründlich für Menschensinne, das Geheimnis der Bücherlaus.

„Was halten Sie von dem Okkultismus?" fragte mich der junge Bankier, der als Geschäftsmann von den Raubvögeln, als Privatmensch von den Apollofaltern abzustammen scheint, denn er ist ein ganz gefährlicher Kalijobber, schwärmt aber für tausend ätherische Ismen.

„Jawohl", sprach ich, und er war zufrieden. Er meinte aber Trancezustände und ich Bücherläuse.

Schließlich ist das auch dasselbe.

Der Koloradokäfer.

Das Essen war vorzüglich gewesen, die Weine demgemäß und diesbezüglich, und nun saßen wir Männer unter uns im Rauchzimmer beim Kaffee und Kognak und machten uns vermittelst sehr ebenbürtiger Zigarren blauen Dunst vor.

„Sagen Sie 'mal, lieber Bingius," sprach unser Afrikaner, „wie kam es eigentlich, daß Sie sich damals Gesundheitsrücksichten zuzogen, sich auf ihrer Klitsche verklüfteten und nicht mehr gesehen wurden seit jenen Tagen? Galten als einer der zukünftigsten königlich preußischen Regierungsassessors, waren schon kommissarischer Landrat, als andere gleichaltrige noch referendarten, und dann, mit einem Male: Klamm-Bingius futschikatus. Ich habe gesprochen."

Der Regierungsassessor und Dragoneroberleutnant a. D. Rittergutsbesitzer Rauk Freiherr von Klamm-Bingius klemmte sich die Scheibe in das infolge eines in Bonn erworbenen Säbelhiebes etwas schwach gewordene Zielauge, strich sich mit der mächtigen Hand über den dichten grauen Scheitel, blies den Rauch der Manila gegen die Decke, lächelte den Araberbezwinger auf merkwürdige Weise an und erzählte:

„Ja, nicht wahr? Mein Abschied machte damals Aufsehen in der ganzen königlich preußischen Verwaltung. Duell, Liebesschose, zeitweilige Geistesstörung und was wurde nicht alles erzählt. Duell war es, aber gegen ein Insekt, und in eine Kaltwasserheilanstalt mußte ich auch, denn mein Gehirn begann in Mostrichsauce zu schwimmen. Und als ich auf

Anraten des Medizinmanns ein Jahr lang im z. D. mein Gütchen im Schweiße meines Angesichtes beackert hatte, fand ich, daß mir das besser lag, als Akten zu wälzen und Zweckessen auszustehen, und so ließ ich das z. D. zum a. D. umrigolen. Außerdem hatte ich Angst."

Der Afrikaner klappte seine malariamüden Augen auf: „Sie und Angst? Machen Sie sich hier nicht interessant, sonst brumm ich Ihnen einen dreifachen Küracaojungen auf!" Der andere nickte ernsthaft: „Tatsache! Angst, bis zu Gänsehaut, Schüttelfrost und Angstschweiß. Gottchen ja, vor Menschen hatte ich nie Angst, selbst als Fuchs und Einjähriger nicht; aber es gibt Dinge, Gewalten, Mächte, bei denen sich dem fatalistischsten, nervenlosesten Manne die Rückenborsten sträuben. Und so ging es mir." Er trank seinen Schnaps aus, schüttelte sich, warf seine Zigarre in das Kaminfeuer, suchte sich sorgfältig prüfend eine andere, steckte sie an und fuhr fort:

„Hören Sie zu! Außer meiner Frau kennt kein Mensch die Geschichte. Also das war im Jahre siebenundsiebzig, als ich in Tzschribowo Kommissarischer war, in dem Jahre, als der Koloradokäfer erfunden wurde. Na, was ging mich der an! Ich hatte massenbach zu tun und mehr gesellschaftliche Verpflichtungen, als mir lieb waren. Komme ich da eines Morgens, Donnerstag war es, in mein Bureau, und finde eine Akte, eine Akte, sage ich Ihnen, gerade was für einen Mann, der mit drei Flaschen Sekt nachts um drei ins Lager geschlieft ist. Ich lese und denke: „Quatsch!" War nämlich Verfügung von oben, Landräte angewiesen, Auskunft über Auftreten von Koloradokäfern einzureichen.

„Nach acht Tagen Anfrage. „Heiliges Donnerwetterchen!" denke ich und antworte: „Koloradokäfer hier amtlich unbekannt!" Nu aber kommt sehr bestimmte Anweisung, Untersuchung anzustellen. Ich also los. Nirgendswo Koloradokäfer gesehen. Gemeldet nach Regierung. Neuer Wisch:

Formulare für Pressenotizen, Paket mit Anschauungsmaterial für Schulen, Kneipen, Dorfschulzen, Gensdarmen und was weiß ich. Der Sekretär und ich gehen nun ins Zeug. Nach acht Tagen, wohin ich komme: Koloradokäfer Saisongespräch! Bei Gräfin Dschinsky, bei Oberamtmann Grönkopf, bei Forstmeister Dreihahn. Jagd, Pferde, Weiber, alles verblaßt gegen den Modekäfer. Wache morgens auf: meine Haushältersche springt mir mit Koloradokäfer ins Gesicht, wie ich zum Kaffee komme! Mittags im Hotel: Oberkellner fragt nach Koloradokäfer. Abends im Knobelverein: Koloradokäfer. In der Zeitung: Nischt als Koloradokäfer. Einfach zum Verblöden.

„Nach weiteren acht Tagen ging es dann erst richtig los. Jeden Tag Pakete mit Anfrage, ob das Koloradokäfer seien. Schöne Geschichte für einen Mann, der wohl allerlei nette kleine Käfer als Student und Referendar kennen lernte, aber außer Maikäfer höchstens noch Mistkäfer kennt. Flüchte mich an den Busen des Sekretärs. Der weiß Rat. Im nächsten Dorf wohnt Schulmeister, bedeutender Krabbeltierologe. Ich hingeritten. Famoser Mann das; tröstet mich; will alles bestimmen. Kommt alle zwei Tage herüber. Aber was half mir das? Es hagelte Pakete. Müssen alle gebucht werden, und die Antwortschreiben muß ich diktieren und weiterhauen!“

Er seufzte tief auf, kippte noch einen Wodke hinab und lachte hysterisch: „Ich habe in dem halben Jahre Entomologie gelernt, sage ich Ihnen. Ich weiß heute noch, wie der Marienkäfer auf lateinisch heißt, und der Pappelblattkäfer, und der Erlenkäfer, von dem es eine blaue und eine grüne Form gibt. An einem einzigen Tage, an einem Freitag, kamen fünfzig, nein, zweiundfünfzig Briefe mit zerquetschten Marienkäfern, dreißig mit Pappelblattkäfern und mindestens zwanzig mit Erlenkäfern. Die Schreiber bekamen beinahe Wadenkrämpfe in die rechten Arme, der Sekretär verriet Anzeichen von ento-

mologischem Verfolgungswahnsinn, und ich hatte das Gefühl, als wenn alle Tische und Stühle sechs Beine und vier Flügel, zwei aus Chitin, und zwei häutige, hätten."

Er paffte wütend und schnob los: „Aber das war noch garnischt. Ganz schlapp liege ich nach dem Mittag auf der Faulbank. Da: tingeling, die Bimmel! Die Haushälterin kommt. „Is sich Mann da mit Korrallodbokäfferr!" Steht da ein Kerl, riecht auf sieben Meilen gegen den Wind nach Kartoffelsprit und Hoffmannstropfen, grinst wie ein Honigkuchenpferd, zieht ein unglaubliches Taschentuch aus der Tasche, wickelt es mit seinen Dreckpoten auseinander, und dann ein Kappesblatt, das darin war, und dann ein Stück Zeitung, und holt, na raten Sie 'mal, was er da hatte? Einen Nashornkäfer! Und dann feixt er ganz vertraulich und meint: „Is sich sehr schenner ganz rrichtiggerr Klarraddokefferr, Pani Lanndrattsamtmann; bekommt sich Schitzy kleines Trrinkgäld glaubt err!"

„Und ich Heuochse, um den ollen Säufer und vereidigten Ortsarmen los zu werden, gebe ihm fünf Dittchen, und da war der Deibel los. Von früh bis spät kam alles mit Korrallobdokäfern und Klarraddokäfern und Karoladokäfern und was weiß ich an, bimmelte mich aus dem Bett, störte mich beim Frühstück, beim Mittag, beim Abendessen, beim Pfeiferauchen, beim Zubettegehen. Ja, mitten in der Nacht kommt ein eingeschriebener Eilbrief mit Nachtbestellung, und darin war ein bis zur Unkenntlichkeit platt gestempeltes Heimchen."

Wir mußten alle herzhaft lachen, aber Klamm-Bingius sprach mit einer Stimme, die sich anhörte, als käme sie aus dem Erdgeschosse: „Ja, Sie können lachen, und ich lache jetzt auch darüber. Aber rekonstruiere ich mir jene Zeit, dann bekomme ich eine gerunzelte Epidermis, wie eine Weihnachtsgans. Ich sage Ihnen, liebe Freunde, es war zum Aufhängen! Ich komme Nachts müde nach Hause von einer sieben-

stündigen scheußlichen Wagenfahrt. Kaum mache ich die Tür auf, da, burrr, fliegt mir was dickes, hartes, zackiges gegen die Augen. Ich mache Licht: ein Hirschkäfer, aber ein kapitaler, mindestens einer vom zwölften Kopfe. Ihm war es zu öde geworden in seinem Pappkasten und so hatte er sich durchgedrängelt und eine Lokalinspektion vorgenommen. Dann standen noch zwanzig Kästen und Paketchen da, von denen sieben kaput waren. Ich also, hundemüde wie ich bin, muß auf allen Vieren, wie es sich für einen Regierungsassessor und stellvertretenden Landrat, Kavallerieoffizier, Zweibänderkorpsburschen und Mann vom Uradel garnicht paßt, auf allen Vieren mit dem Licht kriechen und alle das Ungeziefer suchen, was in meiner Wohnstube und in dem Schlafzimmer herummarschiert. Ich sage Ihnen, ich habe ganz ungebildet geflucht und nachher lag ich vier Stunden da und konnte keine Bettschwere kriegen!"

Er stöhnte: „Sie glauben nicht, was man mir alles an den Hals schickte und ins Haus und auf das Landratsamt schleppte. Daß ich zollange Bockkäfer, Libellen, Maulwurfsgrillen, Laufkäfer, Zimmerböcke, Heuschrecken, spanische Fliegen, Bremsen, Hummeln, Baumwanzen, Totenköpfe, Ligusterschwärmer, Schwalbenschwänze, Schwebfliegen und wer weiß welche niederziehenden Raupen bekam, davon will ich noch garnichts sagen. Aber als es mit Wassermolchen und Eidechsen los ging und schließlich sogar eine handgroße griechische Schildkröte ankam, die irgendwo ausgekniffen war, da wurde mir so, als bekäme ich eine Darmverschlingung im Schädel und ich machte plötzlich die Entdeckung, daß ich alles, was gelb war, für Koloradokäfer hielt. Die Sonne kam mir vor, wie ein riesiger, gelb und schwarz gestreifter Koloradokäfer, und der Mond nicht minder. Des Doktors gelbe, schwarz gestromte Dogge hielt ich für Leptinotarsa dezemlineata, und als meine Hausbesorgerin, die gute Franja Kabuschka, eines Morgens mit dem Tee her-

einkam und eine gelb und schwarz gestreifte Schürze vorhatte, ging es wie ein Peitschenschlag über mein Zentralnervensystem. Ich beherrschte mich aber, trank jedoch den Tee mit Rum, was sonst nicht meine Weise ist.“

Seine Augen starrten böse in das Kaminfeuer. Dann lachte er gequält: „als die alte Scheune nachts abbrannte, weil der Verschönerungsverein sie angesteckt hatte, sah ich, daß die Flammen lauter irrsinnig große Koloradokäfer waren. Die nixenhaft schöne Olga Ziniakus konnte ich nicht mehr ansehen, weil ihre schwarzen, gelb geblümten Augen mir wie Koloradokäfer vorkamen. Mein Familienwappen nahm ich von der Wand, denn es zeigt die dreifache schwarze Wolfsangel im gelben Felde. Ich litt an hochgradiger Monomanie. Als mir eines Abends bei der Rehbockpürsch eine schwarzgelbe Katze über den Weg lief, begann ich an allen Gliedern zu zittern.

„Eines Tages kam der Vorsteher von Groß-Linke mit einem Leiterwagen angefahren, auf dem ein Luftballon lag, der dort niedergegangen war, und dieser Luftballon war gelb und schwarz gestreift. Da schrie ich auf und bekam Heulkrämpfe. Na, und ein stellvertretender Landrat mit Heulkrämpfen wirkt nicht so dekorativ, wie es oben gewünscht wird. Ich bat um Ersatz, packte erst meinen Koffer und dann mich und fuhr nach Wilhelmshöhe, und nach drei Monaten auf meine Klitsche. Und so kam es, daß durch den Koloradokäfer aus einem Regierungsassessor mit einer glänzenden Zukunft ein Magnumbonumfabrikant wurde.“

„Hm!“ sagte der Afrikaner, und wir schlossen uns ihm an. Und dann fragte ich: „Wie ist es Ihrem Nachfolger gegangen, lieber Bingius?“ Da sagte er, und seine Stimme klang etwas lebhaft: „Der hielt es vier Wochen aus, nahm dann Urlaub und wollte nach Tirol. Aber bei dem ersten österreichischen Schlagbaum bekam er einen Tobsuchtsanfall und mußte in der Zwangsjacke nach Hause geschickt werden. Er

lächelte: „Aber alles hat seine guten Seiten. Als ich im Oberstübchen wieder etwas in Ordnung war, fuhr ich von Wilhelmshöhe ab und zwar nach Kassel, und da lernte ich meine Frau kennen. Und da die auf dem Lande leben wollte, verzichtete ich darauf, Minister zu werden und das ist mir jetzt sehr lieb, denn ein Vergnügen ist das heute nicht mehr."

„Na denn prost!" sprach der Afrikaner; „es lebe der Koloradokäfer!"

Bei der Gnädigen.

Als ich neulich bei der Gnädigen eingeladen war, erzählte ich ihr von meinem Freunde Meyer, dem zweckmäßigen Meyer, wie ich ihn genannt habe, weil er nämlich in der Natur lauter Zweckmäßigkeit herausfindet, und da lachte die schöne Frau und sagte: „Bringen Sie ihn doch einmal mit!"

Vor acht Tagen wollte mich Meyer zu einem Feld-, Wald- und Wiesenbummel abholen und verlängerte sein Gesicht um ein Beträchtliches, als ich ihm sagte, ich hätte einen Besuch zu machen, und als ich ihn einlud, mitzugehen, wollte er erst ablehnen, denn er verkehrt nicht gern mit Frauenzimmern, weil sie ihm nicht wissenschaftlich genug denken, wie er sich verschiedentlich äußerte. Schließlich bekam ich ihn aber doch mit.

Er stöhnte unterwegs erheblich, denn es war sehr heiß und ich schleppte ihn erst durch eine Arbeitervorstadt, dann über die staubige Landstraße, ließ ihn einen schattenlosen Hügel hinaufklettern, worauf es noch einen ebenso sonnigen Abstieg gab, so daß Meyer schwitzte, wie ein Schweinsbraten am Sonntag vormittag und eine ganze Menge unchristlicher Redensarten verzapfte, und es versöhnte ihn keineswegs, daß der Weg nun durch eine sumpfige Wiese führte, in deren aufgeweichter Grasnarbe seine Stiefel tiefe Eindrücke hinterließen.

Dann waren wir aber auch an Ort und Stelle. Meyer, der sehr für Ordnung ist, zog die Augenbrauen unter die Hutkrempe, als wir am Parktore standen. Die gewaltigen Tor-

pfeiler, auf denen je ein von zwei Löwen gehaltenes Wappen zu sehen war, das in der Mitte ein Fragezeichen, rechts einen Gedankenstrich und links ein Ausrufungszeichen enthielt und von denen das eine als Helmzier eine mürrische Eule, das andere einen grinsenden Affen aufwies, machten solchen Eindruck auf ihn, daß er so verstört aussah, als habe er acht Tage weiter nichts als Kaviar gegessen. Aber daß Laub und Dürrholz auf der Zugbrücke lag, daß das Geländer an mehr als einer Stelle schadhaft war, daß die Wege mit Moos und Unkraut bewachsen waren, und daß zwischen den Stufen der zwischen einer lachenden und einer weinenden Sphinx sich erhebenden Freitreppe Gras und Wegerich wucherten, veranlaßte ihn, Falten der Mißbilligung zu beiden Seiten seiner Nase anzubringen.

Sobald ich den alten ganz mit Grünspan bedeckten Türklopfer in Tätigkeit setzte, erhob sich im Hause ein vielstimmiges Hundegetöse, und in demselben Augenblicke, als die sehr hübsche, aber etwas sehr schlumpige und strubbelköpfige Magd öffnete, fuhren uns ein halbes Dutzend Köter aller Art um die Beine, beschnüffelten winselnd meine Hände und fuhren kläffend gegen Meyer an, bis die Gnädige herbeistürzte und mit einigen Donnerwettern und der Peitsche die Bande in den Hintergrund trieb. Dann warf sie die Peitsche auf die Erde, gab uns die Hände, lachte uns an und sagte: „So früh hatte ich Sie gar nicht erwartet. Machen Sie es sich bequem, wo Sie wollen. Ich muß mich erst ein bißchen ordentlich machen. Ich habe nämlich bis jetzt geschlafen, weil ich erst gegen Morgen zu Bett gegangen bin. Ich habe jetzt schrecklich viel zu tun.“ Und damit huschte sie hinaus, daß ihr hellgrüner seidener Morgenrock nur so wehte und ein Paar sehr trefflicher Waden enthüllte, aber auch die Tatsache, daß der linke Strumpf in der Naht ein gutes Stück aufgeplatzt war.

„Merkwürdige Wirtschaft hier im Hause!“ sprach Meyer, als wir es uns im Empfangszimmer bequem machten, wo der

kostbare Teppich vor dem wunderschönen Kamin ein Brandloch zeigte, auch war in dem einen Fenstervorhange ein Riß und auf einem aufgeschlagenen Buche mit herrlichen alten Kupferstichen lag ein Zigarrettenstümpfchen, das mitten in einem der Bilder einen häßlichen gelben Fleck hinterlassen hatte, und hier und da war nur mangelhaft Staub gewischt. „Sagen Sie mal, wie heißt die Dame eigentlich?" frug Meyer; „ich habe vorhin nicht richtig verstanden. Latour?" Ich schüttelte den Kopf. „Nee, Natur," sagte ich, „Frau von und zu Natur. Sie ist ein famoses Frauenzimmer, ein bißchen launenhaft und dann wird sie leicht boshaft, aber ich mache mich dann einfach über sie lustig, und sofort ist sie wieder gut, denn alles kann sie vertragen, nur nicht, daß man sie ernst nimmt." Meyer machte kugelrunde Augen, als er mich frug: „Sie nehmen sie nicht ernst?" Ich lachte: „Gar nicht; sie mich ja auch nicht. Schickte mir erst vorgestern ein Paket und als ich es aufmache, was glauben Sie, was darin ist? Ein gehöriger Schnupfen."

Aber da kam sie selber, in einem so wunderbaren hafergelben, kornblumenblau und mohnrot ausgezierten Nachmittagskleide, das ihre prachtvollen Unterarme und ihren schönen Hals frei ließ, daß Meyer vor Weh und Wonne an zu schwitzen fing und erst wieder zu sich kam, als er drei Kognaks binnen hatte, und er war ganz selig, als ihm drei Kisten mit echten Habannas vorgesetzt wurden, und als er gar ein Münchener bekam, das grade so war, wie er es mochte, fing er auf eine Art zu balzen an, daß ich es mit der Angst bekam. Es war unglaublich, welche Menge handfester Schmeicheleien er vor ihr ausstülpte, wie er die Zweckmäßigkeit ihres Schaffens, die Umsichtigkeit ihres Waltens und ihre mütterliche Güte pries und sie dabei mit seinen immer blanker werdenden Augen verschlang und es gar nicht merkte, daß sie vergessen hatte, einen Haarwickel aus ihren etwas liderlich aufgesteckten Locken zu nehmen, und daß auch die Strümpfe, die sie jetzt

anhatte, veilchenblau mit roten Tupfen, an zwei Stellen löcherig waren. Er schwatzte darauf los wie ein bezahlter Wahlredner, qualmte wie eine Kleinbahnlokomotive und trank ab und zu einen Schluck Bier.

Mit einem Male verloren seine Augen ihren Glanz und seine Stirn bedeckte sich mit Runzeln. Er hatte bemerkt, daß die Gnädige hinter der Hand gähnte und das verletzte ihn. Auch schien es ihm so, als mache sie sich über ihn lustig, denn er hatte einen von den spöttischen Blicken erwischt, die sie mir zuwarf, und so kehrte er den deutschen Mann heraus, den ernsthaften, wissenschaftlich gebildeten, und frug: „Sagen Sie mal, gnädige Frau, zu was lassen Sie den Ornythorhynchus und die Echidna, was doch Säugetiere sind, Eier legen? Ich finde das etwas, wie soll ich sagen, unsystematisch!“ Die Hausfrau sah ihn verloren an, dachte einen Augenblick nach und meinte dann: „Ach so, Sie meinen die verkorksten Australier, das Schnabeltier und den Ameisenigel? Wissen Sie, in der wissenschaftlichen Nomenklatur, so heißt es doch, kenne ich mich nicht aus; es wimmelt da ja von Synonymen. Tja, sehen Sie, Herr Meyer, wenn ich ehrlich sein soll, ich weiß selber nicht, wie ich dazu kam, denn es ist schon eine ganze Weile her, als ich in jener Ecke das Kochen lernte. Ich glaube, ich hatte damals vor, alle Tiere Eier legen zu lassen, aber dann hatte ich etwas anderes zu tun und vergaß die ganze Geschichte. Ich wollte es noch ändern, aber es kam mir immer so viel dazwischen; na, und so verblieb es.“

Meyers Zigarre kohlte, ein Zeichen, daß die Grundfesten seiner Seele zu knacken begannen. Er zog heftig, verschluckte sich, gremsterte erheblich und fuhr dann mit einem gewissen Unterklange von Überhebung in der Stimme fort: „Überhaupt, Frau Natur, ich finde, daß Sie das, was Sie bezwecken, mit viel mehr Ersparnis an Material bewerkstelligen könnten. Zum Beispiel legt der Hering, sagen wir einmal eine Viertel Million Eier, oder sind es mehr?“ Die Haus-

frau zuckte die Achseln; Meyer sah sie strafend an und frug weiter: „Davon gehen alle bis auf ein oder zwei Stück zu Grunde. Das ist doch eine kolossale Materialverschwendung. Warum lassen Sie den Hering nicht von vornherein so viele Eier legen, wie zur Entwicklung kommen sollen?“ Meine Freundin sah ihn freundlich an, doch bekamen ihre Augen einen Stich ins Grüne, als sie erwiderte: „Das kann ich Ihnen ganz genau sagen; das weiß ich nämlich selber nicht.“ Meyer setzte seine Amtsmiene auf: „Das wissen Sie nicht?“ Sie schüttelte den Kopf und lachte, daß man ihre prachtvollen Zähne sah: „Faktisch nicht! Ich weiß es ebensowenig, als warum ich heute grade dieses Kleid und eben diese Strümpfe,“ sie schnippte mit dem Fuße, daß man ihre halben Waden sah, „angezogen habe. Sehen Sie, Herr Meyer, ich bin nämlich ein Frauenzimmer, und Logik und Systematik und all dieser Kram, auf den sich die Männer so gräßlich viel einbilden, und womit sie sich das bißchen Leben so schrecklich unschmackhaft und langweilig machen, daraus mache ich mir auch nicht so viel! Nehmen Sie sich doch eine andere Zigarre, Ihre kohlt ja. Ich empfehle Ihnen die große da, die mit der blauen Schwimmhose!“

Meyer wurde milder, als der Rauch der Extrafeinen seine Nasenlöcher umkräuselte, lächelte und meinte dann: „Sie verstehen doch, meine Gnädige, bei der Verehrung, die ich von Kindesbeinen vor Ihnen hatte, daß Ihr System, oder wie soll ich sagen, Ihre Methode mich ungemein interessiert, und deshalb gestatten Sie mir noch einige Fragen. Sie, die Allmutter, die Gütige, die alle Wesen liebreich behütet, warum richten Sie nicht manches humaner ein?' Zum Beispiel: warum dulden Sie es, daß der Habicht seine Beute bei lebendigem Leibe zerfleischt, daß die Larven gewisser Fliegen die Rehe und die Kröten, in deren Rachenräumen sie wohnen, zu Tode quälen, daß der Iltis Frösche, die er durch einen Biß in die Wirbelsäule lähmt, in seinen Bau schleppt, wo sich die

Lurche monatelang hinquälen, daß der junge Kuckuck seine Stiefgeschwister aus dem Neste hebelt, so daß sie elendiglich verhungern, daß Millionen von Maiwurmkäferlarven zu Grunde gehen, weil sie keine Erdbiene erreichen, die sie zu Neste schleppt, daß das Tarantelweibchen und die Gottesanbeterin das Männchen ihrer Art, nachdem es sie befruchtet hat, in herzloser Weise auffrißt, daß die jungen Schwalben sich vor Lausfliegen und Wanzen nicht retten können, überhaupt, warum dulden Sie, verehrte gnädige Frau, alle diese entsetzlichen Ekto- und Entoparasiten, vom Sandfloh bis zum Leberegel, vom Bandwurm bis zum Pestbazillus? Ist denn dieser gräßliche Kampf um das Dasein überhaupt nötig? Könnten Sie die ganze Sache nicht anders einrichten?"

Frau Natur steckte sich eine Zigarette an, blies den Rauch mit nachdenklichem Gesichte aus ihren reizenden Mundwinkeln, lachte dann und antwortete: „Es ginge wohl, Herr Meyer, aber es geht nicht. Sie glauben vielleicht, daß ich machen kann, was ich will? Daß ich Generalvollmacht habe? Das habe ich leider Gottes Gottseidank nicht, denn sonst wäre ich schön aufgeschmissen. Ich habe schon, wurde mir die Schinderei da draußen zu unangenehm, den Versuch gemacht, dem abzuhelfen, aber regelmäßig eine Pleite ersten Ranges erlebt. So züchtete ich Habichte, die nur tote Tiere fressen sollten, und was kam dabei heraus? Schmarotzermilane wurden es, die die Falken so lange belästigen, bis die angeekelt ihnen ihre Beute hinwerfen und sich neue fingen. Und die Rachenbremse der Rehe und die Nasenfliege der Kröte, ja, du lieber Himmel, ich habe so viel um die Ohren, daß ich mich beim besten Willen um solche Kleinigkeiten nicht kümmern kann, soll nicht alles drüber und drunter gehen. Sie glauben gar nicht, was ich alles zu tun habe, damit das große Ganze halbwegs in der Reihe bleibt! Und schließlich, Herr Meyer," und als sie das sagte bekam sie sehr unangenehme Augen, „sind das

auch meine Angelegenheiten und ich bin ganz allein verantwortlich dafür."

Ich küßte ihr die Hand und empfahl mich, denn ich wußte es, noch eine solche Frage und Meyer flog achtkantig die Treppe hinunter, und so nahm ich ihn an dem Arm und stiefelte von dannen. Unterwegs schimpfte er Mord und Brand und wurde, als ich ihm sagte, ich verbäte mir eine unangemessene Kritik meiner verehrten Freundin, ziemlich ausfallend und meinte, er verstände es nicht, wie ich als anständiger Mensch bei einer Frau verkehren könnte, die ganz ungescheut ihre Waden zeige, und von der man nicht wisse, ob sie verheiratet, geschieden oder sonst etwas sei, und da wurde ich grob, nannte ihn einen Philister und schlug mich seitwärts in die Büsche.

Die ganze Woche sah ich ihn nicht, bis ich ihn gestern zufällig traf. „Sie, Meyer," sagte ich und holte ein Schächtelchen aus der Tasche, „ich habe etwas Feines für Ihre Käfersammlung, einen großartigen Nashornkäfer, der noch alle seine sechs Beine und ein Horn hat, wie Roosevelts bestes Rhinoceros." Aber Meyer lehnte ab. „Sammle keine Käfer mehr," sagte er, „auch keine Schmetterlinge. Will überhaupt mit der Person und ihren Fabrikaten nichts mehr zu tun haben. Ist mir zu unwissenschaftlich, zu planlos, zu unsystematisch. Kommt nichts bei heraus."

Damit sprang er in die Elektrische. Als sie abfahren wollte frug ich: „Was sammeln Sie denn jetzt?" Denn sammeln muß er, das weiß ich.

„Briefmarken," schrie er, „und Ansichtspostkarten".

Teckliges, Allzuteckliges.

Mein Freund Putt Battermann war ein hirschroter, schwarzgestichelter Teckelrüde mit wunderbaren Behängen, einer Schweißhundmaske und einem Aalstrich über den Rücken.

Da er keine O-Beine hatte, sondern gut auf den Läufen stand, zwei Stunden vor dem Rade rennen konnte und jeden Bock zu Stande hetzte, auch einen alten Fuchs schlank würgte und wetterfest wie ein Forstmann war, so war er als Ausstellungshund nicht zu gebrauchen und brachte es nur zu lobenden Erwähnungen.

Infolgedessen steckte er allen diesbezüglichen Ehrgeiz auf und gab sich, wenn er nicht gerade jagte oder der Minne huldigte, mit Philosophie ab. Sein Hauptwerk gedachte er unter dem Titel: „Teckliges, Allzuteckliges" zu veröffentlichen; aber als er es in der Hauptsache fertig gedacht hatte, bekam er die Stuttgarter Hundekrankheit und eine Revolverkugel erlöste ihn von seinen qualvollen Leiden.

Bevor ich ihn zum letzten Male sah, so mager, so dünn und nur noch Seele, blickte er mich mit seinen treuen braunen Augen voll zärtlicher Hoffnungslosigkeit an und ich las darin die stumme Bitte, ich möchte das Wichtigste aus seinem Buche veröffentlichen. Das will ich nun tun, soweit das möglich ist, denn nicht alle seine Aphorismen hat er mir mitgeteilt. Auf welche Weise er mir seine Aussprüche übermittelte, das muß mein Geheimnis bleiben. So idiotisch war er übrigens nicht, daß er sich eine Art Menschensprache anquälte. Er sprach mit

den Augen, der Nase, den Behängen, mit der Rute, mit den Läufen, mit seiner ganzen Person. Und also sprach Putt Battermann:

1. „Je mehr man die Hunde kennen lernt, desto lieber werden einem die Menschen. Es gibt allerlei Hunde, auch solche, die keine sind, zum Beispiel: Windspiele und Barsoys. Sie riechen wie Hunde, sind aber keine, wenigstens jetzt nicht mehr. Einst mögen sie welche gewesen sein; jetzt sind sie rein auf Ornament gezüchtet und haben Seele und Gemüt verloren, genau wie die Bulldoggen, die eigentlich weiter nichts sind, als ein vierbeiniges Zähnefletschen oder eine Art von kynologischer Lokomotive. Die Boxer dagegen sind richtige Hunde, doch sind sie vorne nicht ganz fertig geworden. Wenn ich einen Boxer sehe, habe ich immer das Gefühl, als wolle er mich fragen: Können Sie mir nicht sagen, wo ich eine komplete Schnauze kaufen kann?

2. „Die rätselhaftesten von allen Hunden scheinen mir die Terrier zu sein. Ich meine die Foxterrier, denn die Blackantaner gehören ihrem Wesen nach entschieden zu den Windhunden; kein vernünftiges Wort kann man mit ihnen reden, da sie furchtbar zerstreut und fahrig sind. Die Foxe dagegen sind zwar auch sehr fahrig, doch ist das lediglich Überschuß von Temperament. Zudem sind sie Engländer und tun immer so, als wären sie dumme Jungens, auch wenn sie schon voll erwachsen sind. Dadurch lasse ich mich aber nicht täuschen, denn sie sind sehr zielbewußt, und, vorausgesetzt, daß ihr Herr keiner von den Kröppeln ist, der seinen Hund Tag und Nacht im Stall oder Zwinger läßt, sind sie auch im Stande, bedeutende Mengen von Gemüt, Treue und Dankbarkeit zu entwickeln.

3. „Wie der Hund, so der Herr. Ein gutmütiger, stolzer und tapferer Hund hat stets einen anständigen Herrn. Jeder Hund schafft sich seinen Herrn nach seinem Ebenbilde. Mein Herrchen ging früher zu wenig aus, oder er fuhr Rad, was

sich für einen anständigen Menschen nicht paßt. Ich habe ihm das tägliche Ausgehen an- und das Radfahren abgewöhnt. Sobald es drei Uhr ist und er steht nicht vom Schreibtische auf, steige ich von meinem Stuhle und gehe ganz lahm und krumm, als litte ich an trägem Darme, zu ihm hin, und blicke ihn solange an, bis er aufsieht. Hilft das noch nichts, so gehe ich ganz müde zurück und stöhne, als ob mir sehr schlecht wäre. Dann dauert es nicht lange, und er setzt den Hut auf und tut, was ich will.

4. „Um alles in der Welt, kann ich es nicht vertragen, wenn Herrchen mich an die Strippe nimmt. Ich laufe dann voran und ziehe, bis ihm der Arm lahm wird und er mich schnallt. Auf diese Weise habe ich ihm das sehr schnell abgewöhnt. Jagen wir beide aber, und er nimmt mich an den Schweißriemen, so bleibe ich hübsch zurück und laufe nicht vor und ziehe, denn sonst könnte er am Ende falsch werden und mich zu Hause lassen, und das wäre mein Tod. Früher ging er manchmal allein zur Jagd. Wenn er dann nach Hause kam, muckte ich mit ihm, sagte nicht guten Abend, hielt meine Rute still und fraß solange nichts, bis er es mit der Angst bekam und mich mit zur Jagd nahm, und dann war ich sofort gesund. Man muß es nur verstehen, mit den Menschen umzugehen, und man setzt alles bei ihnen durch; denn eigentlich sind sie recht unbegabt.

5. „Das ist ja auch gar kein Wunder, ist doch der wichtigste Sinn, die Nase, ganz bei ihnen verkümmert. Herrchens Nase ist noch nicht so verkümmert, wie die der meisten anderen Menschen. Er braucht nur in einen Fuchsbau hineinzuriechen und er weiß, ob der befahren ist oder nicht. Aber alle Augenblicke erlebt er an einem Menschen eine Täuschung und das kommt nur daher, weil er sich auf seine Augen und Ohren verläßt, und nicht daran denkt, die Leute, mit denen er zu tun hat, gründlich zu beschnüffeln. Ich habe es gehört, wie er darüber sprach, daß ich manche Leute, die er für nett

hielt, nicht leiden könne und sie immer ankläffe und anknurre oder sogar anfletsche. Hinterher hieß es dann: „Vattermann hat recht gehabt; der Kerl ist ein schlechter Mensch." Ja, warum beroch er ihn nicht! Aber wenn man den ganzen Tag Zigarren raucht, gepfefferte Speisen ißt und Bier oder womöglich gar Grog trinkt, dann braucht man sich nicht zu wundern, wenn die Geruchsnerven entarten.

6. „Sage mir, wie jemand riecht, und ich sage dir, was er wert ist. Das ist mein Hauptlehrsatz. Es gibt Hunde, elegante Hunde, die jede Woche gewaschen und gekämmt werden, die silberne Halsbänder tragen und Ehrenpreise bekommen haben, und dennoch Proleten sind. Da ist ein Tropfen Blut hineingekommen, der den ganzen Adel verdirbt. Und es gibt Fixköter, ruppig, struppig, schlecht gehalten, mangelhaft genährt, voll von Flöhen, womöglich räudig, und sie haben mehr inneren Anstand und ein besseres Auftreten, als irgend so ein Zwergpinsch mit Topfkopf oder so wie Krepirle von Zwergspaniel. Auch Doggen oder Kollies, angeblich rasserein, und mit Stammbäumen erster Klasse, können ganz minderwertige, feige oder hinterlistige Lümmel sein. Denn Adel ist oft eine rein persönliche Eigenschaft.

7. „So zum Beispiel hat kein Spitz Adel, und wenn er einen Stammbaum von hier bis dahin hat. Jeder Spitz hat vom fünften Jahre Asthma, und wer Asthma hat, kann unmöglich Anspruch auf Adel haben. Alle Spitze sind fett, faul und feige, oder mager, faul und feige. Ich glaube garnicht, daß es richtige Hunde sind. Ich muß jeden Spitz beißen, gerade als ob er ein Fuchs oder eine Katze wäre. Ich kümmere mich grundsätzlich um keinen Eckstein, an dem sich ein Spitz verewigt hat, und selbst wenn ich noch so zärtlich veranlagt bin, mit Spitzinnen gebe ich mich nicht ab. Ich weiß nicht, woran das liegt, aber ich kann es einfach nicht. Ihr Geruch ist mir zuwider, ihr Haar, ihr Benehmen. Ich habe nichts mit ihnen gemein. Meinem Freunde Heck, einem

braunen deutschen Vorstehhunde mit etwas Pointerblut, geht es genau so.

8. „Mit der Liebe ist es überhaupt eine komische Sache. Die Menschen machen ein fürchterliches Hoppheh darum, schießen sich womöglich aus unglücklicher Liebe vor den Kopf oder machen sonst allerlei Dummheiten. Ich stehe darin auf einem ganz anderen Standpunkte. So wie ich essen, trinken, schlafen, laufen und jagen muß, so muß ich zu Zeiten auch lieben. Selbstverständlich ist mir dann eine hübsche Teckelhündin lieber als eine krumme Fixköterin; aber schließlich frißt der Teufel in der Not Fliegen und die Hauptsache ist, daß man die dummen Gedanken aus dem Kopfe bekommt. Denn so ist es: vorher glaubt man, man müsse deswegen eigens nach Frankfurt am Main reisen, und hinterher kommt es einem so vor, als wäre die ganze Aufregung garnicht nötig gewesen.

9. „Das eine ist sicher: ich habe wohl recht heißes Blut, doch hat das, was man Liebe nennt, nur einen ganz episodischen Wert für mich. Mein Leben gehört der Jagd. Darin bin ich genau so, wie Herrchen. Wenn Vollmond ist, kann ich nicht schlafen. Ich schleiche dann in Herrchens Zimmer und sofort fragt er: „Alter Kerl, geht es dir auch so?" Oft steht er dann auf und geht mit mir in den Stadtwald. Er darf da nicht jagen, aber er erlaubt mir wenigstens, einen Hasen oder ein Reh zu hetzen. Ich weiß ja, daß ich keins von beiden kriege, aber die Hauptsache bei der Jagd ist nicht das Kriegen, sondern das Wollen, nicht das Ziel, sondern der Weg.

10. „Wenn ich am Schweißriemen der roten Fährte nachhänge, oder geschnallt werde und mit hellem Halse hetze, und wenn ich den Bock anspringe und ihn niederziehe und ihm die Strosse durchreiße, dann lacht mein Herz und meine Augen sind blank. Sobald er aber verendet ist, und ich ihn totverbelle, oder gar, wenn Herrchen ihn aufbricht und mich genossen macht, dann wird mir ganz traurig zu Mute und ich

rieche den frischen Schweiß nicht mehr gern. Es ist damit genau so, wie mit der Liebe. Vorher stellt man sich ganz albern an, und hinterher wundert man sich, daß man das getan hat. Herrchen geht es mit der Jagd ebenso. Wenn der Bock vor ihm auf der Decke liegt, macht er ein Gesicht, als wolle er sagen: „Schade, daß ich nicht mehr auf ihn waidwerken kann.“ Ich glaube, in der Liebe geht es ihm nicht anders. Das Leben ist mangelhaft, sowohl für die Hunde, wie für die Menschen.

11. „Ein Mensch möchte ich aber auf keinen Fall sein. Was müssen die sich quälen um Wohnung und Nahrung und Kleidung, und um diese blödsinnigen Einrichtungen, die sie Familie und Gesellschaft und Staat nennen. Oft sitzt Herrchen eine Woche lang täglich zehn bis zwölf Stunden am Schreibtisch und läßt die Feder piepen, ißt wenig und viel zu schnell, raucht zu viel, schläft schlecht, und sieht aus, als wenn er die Staupe oder Hundewürmer hat. Aber warum hat er eine so große Wohnung nötig, und anderthalbdutzend Anzüge, und die vielen Stiefel und Schuhe und Hemden und Halsbinden und was sonst noch dazu gehört, will er von Seinesgleichen nicht fortgebissen werden! Ich an seiner Stelle würde in der Jagdbude wohnen, einen einzigen Anzug haben und wenn ich es allein nicht aushalten kann, abends nach dem Dorfe gehen, wo es Mädchen genug gibt. Vör allem sollte er das Denken und Schreiben lassen; dabei kommt nichts vernünftiges heraus. Außerdem ist es eine Arbeit, die sich für einen Mann von Rasse nicht paßt.

12. „Ich bekomme es immer mit der Bellsucht, sehe ich einen Hund einen Wagen ziehen. Es ist mir ebenso ekelich, als wenn ich sehe, wie Herrchen da sitzt und kritzelt oder liest. Und dann kommen womöglich Damen und Herrchen, er macht einen krummen Rücken und küßt oder schüttelt ihnen die Hand. Und wofür? Um nix! Na ja, ich wedele ja auch, sehe ich eine hübsche junge Teckelhündin; aber ich habe dann

reelle Absichten und benehme mich nicht aus bloßer Höflichkeit so. Aber werde einer aus den Menschen klug! Kommt da neulich ein Kerl, den Herrchen für den Tod nicht ausstehen kann, und er wird freundlich aufgenommen und bekommt Kaffee und Zigarren. Ich verstehe das nicht. Ich in Herrchens Stelle hätte sofort gebissen. Anfangs dachte ich, Herrchen sei falsch. Aber das ist nicht der Fall. Wenn die Menschen vor jemand, der ihnen eklich ist, wedeln, so sagen sie, das ist gesellschaftliche Rücksichtnahme. Blödsinn ist das!"

Also sprach Putt Battermann. Er hat noch viele derartige Aussprüche getan, doch ich nehme Abstand, sie mitzuteilen.

Schon mancher von diesen zwölfen wird Anstoß in besseren Kreisen erregen, weil er tecklig, allzutecklich ist.

Amalie.

Den Sommer über kümmern wir uns nicht um sie; es sind dann so viele ihresgleichen da, so viele, daß wir froh wären, wenn sie nicht da wären.

Zieht aber der Spätherbst über das Land, brennt die Lampe schon früh am Abend, bullert der Ofen und pfeift draußen der Wind, so heißt es auf einmal bei uns: „Sieh da, da ist ja Amalie wieder!"

Alles freut sich dann. Jeder beobachtete sie, jeder findet bekannte oder neue Züge bei ihr. Im vorigen Winter war sie viel scheuer und wurde erst nach und nach zutraulich; in diesem Jahr ist sie beinahe zudringlich.

Kaum daß wir uns zum Essen hinsetzen, so ist sie auch schon da. Das heißt, zum ersten Frühstück erscheint sie fast niemals, höchstens Sonntags, weil wir dann nicht eher aufstehen, als bis das Eßzimmer hübsch warm ist. Sonntags frühstückt Amalie immer mit uns.

Alltags niemals. Es ist ihr dann noch zu kalt im Zimmer und so schläft sie bis zum zweiten Frühstück, manchmal sogar bis zum Mittagbrot. Dann aber ist sie stets da. Sie kommt ungebeten. Wenn von der Küche her die Stimme aus dem Sprachrohr schallt: „Zum Essen heran, zum Essen!" sofort ist Amalie da. Und ebenso pünktlich stellt sie sich zum Kaffee und zum Abendbrot ein.

Sie gehört förmlich zur Familie, unsere Amalie. Wir haben uns so sehr an sie gewöhnt, daß wir nicht früher mit dem Essen beginnen, bis daß sie da ist. Es kommt ab und

zu vor, daß sie sich bei der Toilette verspätet, aber sobald die Suppe gegen die Stubendecke dampft, ist Amalie auch da und dann heißt es um den Tisch herum: „Wohl bekomm's, Amalie!"

Obgleich man nicht sagen kann, daß Amalie sehr wählerisch ist, gibt es doch manche Speisen, die sie nicht mag. Gegen Gewürze ist sie sehr empfindlich; sie nimmt weder Pfeffer noch Salz, und Essig sowie Senf sind ihr greulich. Zucker dagegen liebt sie sehr und in jeder Form. Alkoholika verschmäht sie ebenfalls nicht, besonders dann nicht, wenn sie recht süß sind, wie Glühwein, Punsch und Sekt. Aber auch am Biere nippt sie, doch sehr vorsichtig, und noch niemals holte sie sich einen Schwips. Ein bißchen aufgekratzt wird sie allerdings immer hinterher.

Mittags, wenn die Sonne recht warm scheint, sitzt sie mit Vorliebe am Fenster und sieht hinaus, sehr zum Verdrusse unseres Zeisigs, der sie nicht ausstehen kann, und mörderlich schimpft, so lange sie in seiner Nähe ist. Sie aber macht sich gar nichts daraus und ärgert ihn dadurch, daß sie ihm immer näher rückt, bis er vor Wut hin- und herhüpft und so mit den Flügeln schlägt, daß er ein bis zwei Federn verliert. Wenn sie ihn soweit gebracht hat, verläßt sie das Fenster und begibt sich wieder in die Mitte der Stube.

Es gibt nichts, was sie nicht interessiert. Eine Viertelstunde lang vertieft sie sich in die Betrachtung einer alten bunten Schnapsflasche, auf der ein roter Fuchs gemalt ist, der an einem gelben Stocke auf der Schulter himmelblaue Würste trägt; auf der Rückseite steht: „Ich will zum Marchte laufen und meine Würste verkaufen." Wahrscheinlich gehörte die Flasche einem Schlachter namens Voß, meint Amalie.

Dann zieht sie ein malabarischer Kochtopf an, der mit seinem hellen Bronzeton ihre Aufmerksamkeit erregte; sorgfältig betrachtet sie die schon verwischten Schmucklinien unter seinem Halse. Aber gleich darauf besieht sie sich das eine

Rehgehörn, um sofort sich dem Aquarium zu widmen oder die Blumen zu besehen oder aber auch eingehend die Nürnberger Madonna zu beschauen, die auf dem Börd steht.

Bald ist sie hier, bald ist sie da. „Sieh, da steht ja Apfelkuchen!" Sofort macht sie sich darüber her. Er scheint ihr zu herbe ausgefallen zu sein, darum nimmt sie schnell ein wenig Streuzucker hinterher. Aber jetzt prallt sie zurück: denn Zigarrenrauch zog ihr entgegen. Tabakrauch schätzt sie durchaus nicht und so entfernt sie sich in das Nebenzimmer und vertieft sich in das Studium einer Haidlandschaft, die an der Wand hängt, besieht sich darauf den kleinen aus Palmenwurzel geschnitzten Elefanten und die Altonaer Vase, beschäftigt sich mit einer römischen Tonlampe, riecht an dem Veilchenstrauße, der auf dem Schreibtische steht und verschwindet in dem Besuchszimmer, da sie gemerkt hat, daß der Kamin brennt.

Im Salon gibt es viel Neues für sie, denn sie kommt nur selten hinein, weil es ihr dort meist zu kalt ist. Erst sieht sie die Besuchskarten durch und macht ihre Bemerkungen dabei. Dann wundert sie sich, daß die Palme nicht mehr am Fenster steht und findet es sonderbar, daß das Plaudersofa ebenfalls einen anderen Platz bekommen hat. Daß an der Tür eine Mandoline hängt, ist ihr etwas Neues, und die Notenhefte dazu hat sie auch noch nicht gesehen, ebenso wenig wie die rosaroten Strohblumen in der alten Rubinglasvase. So stöbert sie überall umher, bis sie müde wird, sich eine Ecke sucht und einschläft.

Abgesehen von ihrer Naschhaftigkeit, die aber nicht weiter unangenehm ist, da sie sehr manierlich ist und immer nur ganz wenig nimmt, und außer ihrer Neugierde, die aber auch keinen Schaden bringt, da sie nichts umwirft, benimmt sie sich im allgemeinen trotz ihrer Unrast, die aber auch nicht viel stört, da sie sehr leise ist, recht nett und wird uns so selten lästig. Sie hat allerdings ihre Zeiten und dann geht es hierin und dahin

und sie macht mehr Lärm, als sich für einen ungebetenen Gast schickt. Und sie läßt sich auch nichts sagen; sie achtet weder auf Winke noch auf Worte; höchstens macht sie sich über uns lustig, summt ein keckes Liedchen. tanzt uns auf der Nase und reibt sich lachend die Hände.

Neulich waren wir in großer Angst um sie. Sie war unvorsichtig gewesen und wurde halb ertrunken von uns gefunden. Wir brachten sie aber schließlich mit Löschpapier und Zigarrenasche doch noch zum Leben und nach wie vor erfreut uns wieder durch ihr munteres Wesen Amalie, unsere Winterfliege.

3 Perlen
echter deutscher Prosadichtung.

Mein braunes Buch.

Heidbilder von Hermann Löns.

7.—9. Auflage. 21 gesammelte Erzählungen in einem Band.

Preis brosch. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50. Luxusausg. in Leder geb. Mk. 10.—

Die Gegenwart. So schlicht wie der Titel, so schlicht sind diese Heidbilder, so schlicht ist die Sprache des Dichters, eines Dichters voll gesunder, heißer Liebe für die heimatliche Heide, die er wie kein anderer kennt, und deren Stimmungsgehalt er ganz wunderbar erschöpft und wiedergibt. Das Buch birgt wahre Perlen von Naturschilderung. Ich wünsche ihm die weiteste Verbreitung. A. Hn.

Das literarische Echo. Hier hat wirklich ein Dichter die Heide gesehen und geschildert, macht uns ihre sagenhaften Gestalten lebendig, läßt die Steingrabmenschen reden, läßt uns die Schauer der Ulenflucht mitempfinden und das selige, sonnenvolle Blühen genießen. Ich weiß von keinem zweiten Prosabuche, das mit soviel Farbenkraft die Heide malt. Hans Müller-Brauel.

Der Kunstwart. Wer sich stundenweise aus der Hast und Häßlichkeit, der Enge und der Unnatur hinaus ins Freie retten will, der lese die „Heidbilder" von Hermann Löns. Da ist alles unberührt und frisch, wie der Morgen, oder märchenhaft, wie die vom Hirsch durchschriene Nacht. Löns vermag es, uns im Bild der kleinen Welt Gewalt, Größe und Herrlichkeit des Alls zu zeigen.

Mümmelmann.

Ein Tierbuch von Hermann Löns.

20 Tiergeschichten. 6. Auflage. Geb. Mk. 3.50.

Die Gegenwart. Heute kann ich das gleiche unumschränkte Lob (wie dem „Braunen Buche") einem Tierbuche des niederdeutschen Dichters zollen, dem köstlichen Mümmelmann usw. . . . Ich weiß in Deutschland niemanden, der das so kann, wie Löns.

Etwa 300 Zeitungen und Zeitschriften widmen dem „Mümmelmann" die glänzendsten Besprechungen.

Der letzte Hansbur.

Ein Bauernroman aus der Lüneburger Heide von Hermann Löns.

Brosch. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

Dr. G. G. Ritter-Berlin. Kräftig, naturwahr, ohne Schminke stellt Löns seine Heidbauern vor uns auf. Ein König der Heide ist dieser letzte Hansbur. Die Poesie einer leise versinkenden Wirklichkeit umgibt ihn. Er steht an der Schwelle einer neuen Zeit, die er noch verstehen lernt, ohne sich von den alten Bräuchen seines Landes zu trennen. Inmitten einer starken Handlung steht er in plastischer Lebenswahrheit. Wer die Heide liebt, wird auch diesen prächtigen Heidesang lieben, und wer die Heide und ihre Bewohner kennen lernen will, der kann das nirgends besser, als aus dieser Lebenschronik. Ungerne fast gibt man ihr die Bezeichnung „Roman". Sie ist mehr! Ganz bestimmt wird jeder Leser das Gefühl haben, daß sie ihm mehr gibt als ein „Roman". „Der letzte Hansbur", den Löns in so knappen und doch so plastisch wirkenden Strichen aufgestellt hat, wird ein langes Leben haben in der Heimatliteratur unserer Zeit, denn er gehört zu den allerbesten, wie sie die Zeit seit langem geschaffen hat. Er ist ein prächtiges Stück Heimatsleben!